7/1985 PREIS 0,80 M
ISSN 0427-52

FREIE WELT

LESER-AKTION 8. MAI

★ Inhalt

Literatur
Tauben im Gandang – zu Besuch bei mongolischen Schriftstellern dreier Generationen **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Leseraktion
Wie ich den 8. Mai 45 erlebte **Seite 16**

mobile **Seite 24**

Geschichte
Operation der „Gruppe Augustin“ **Seite 26**

Dokumentation
Das letzte Aufgebot: mit 16 und mit 60 **Seite 28**

Musik
Eine Stradivari für Sibirien – Wadim Repin – hoffnungsvolles Violintalent aus Nowosibirsk **Seite 30**

Erzählung
Konstantin Paustowski: „Die Bitte des Soldaten Terjochin“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

DSF-Alltag
Eine ungewöhnliche Jugendstunde in Schwerin **Seite 41**

Leserforum **Seite 42**

Sport
„Traumgrenzen“ werden wieder modisch – sagen die Prognostiker für die Leichtathletiksaison 85 voraus **Seite 44**

Zeitzeugen
Sopron – die letzte Region Ungarns, die im April 1945 durch die Rote Armee vom Faschismus befreit wurde **Seite 46**

Naturschutz
Seltene Tiere und Pflanzen im Großen Kaukasus **Seite 50**

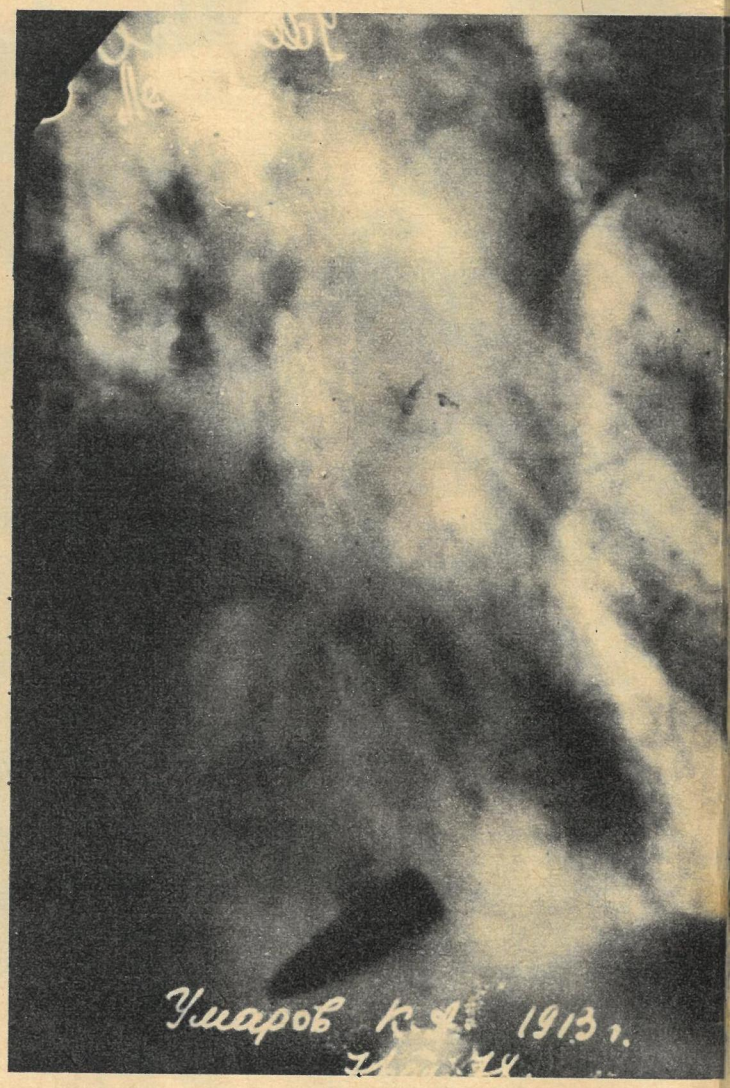
Bildbericht
Wie Tausende Weißwale mit Eisbrecherhilfe und Verdis Triumphmarsch gerettet wurden. **Seite 52**

Titelfoto:
Detlef Christel

Redaktionsschluß für dieses Heft: **25.3.1985**

★ Im Blickpunkt

Eine Kugel im Herzen



Drei Söhne hat er und etliche Enkel, wird geliebt, geachtet und gebraucht. Und obwohl er bereits die verdiente Altersrente bezieht, arbeitet er noch, leitet die Wirtschaftsabteilung der Medizinischen Fachschule in Dshambul, seiner Heimatstadt im weiten, sonnigen Kasachstan. Kenshebai Umarow unterscheidet sich auf den ersten Blick durch nichts von anderen. Wie die meisten Männer seiner Generation hat er vor Jahrzehnten die Zeit der opferreich erkämpften Siege in Uniform verbracht. Als die Hitlerfaschisten damals sein Land überfielen, war Umarow Offizier der Roten Armee, lag mit seiner Einheit an der Westgrenze der UdSSR. Später, bei den Kämpfen um Tula, wurde der Oberleutnant für seine Tapferkeit mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet. Dann war Moskau in Gefahr. Der Kompaniechef aus Dshambul gehörte zu den Verteidigern. Bei einem Einsatz wurde er verwundet. Im Feldlazarett stellten die Ärzte nur eine leichte Verletzung mit geringer Blutung fest. Doch trotz Behandlung besserte sich sein

Zustand nicht. Umarow wurde in ein Krankenhaus im Hinterland verlegt. Und geröntgt. Das Ergebnis wurde zu einem lapidaren Satz im Krankenblatt: „... In der Herzgegend des Patienten sitzt ein Fremdkörper." Eine Kugel aus einem deutschen Gewehr. Die Ärzte zerbrachen sich über den medizinisch ungewöhnlichen Fall den Kopf. Da keine weiteren Komplikationen eintraten, entschieden sie, die Kugel im Körper zu lassen. Das war 1942, vor 43 Jahren. Umarow wurde nach seiner Entlassung noch im gleichen Jahr zum Kriegskommissar eines Rayons in Kasachstan ernannt. Heute ist der verdienstvolle Veteran ein Rentner voll Lebenslust, der nach seiner Arbeit den Garten pflegt und gern Auto fährt. Die Kugel im Herzen, das ist für ihn, der unter ständiger ärztlicher Kontrolle steht, lebenslange Erinnerung an den Krieg. Und für Umarow, den Familienvater, zugleich lebenslange Verpflichtung, daß jeder Herzschlag nur dem Frieden gilt.

Horst Goldschmidt

Fotos: W. Sutulow/ TASS

Washingtons „göttliche Mission"

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Drei Kriegsschiffe lagen auf Reede und richteten ihre Geschütze auf Corinto. Ein Schulschiff hatte Befehl, in der Karibik die Ostküste Nikaraguas anzulaufen. Mit 541 Offizieren und Seesoldaten, drei Landungskompanien und einer Geschützbatterie ausgerüstet, hatten sie zuvor in Panama Proviant und Munition an Bord genommen. Nun erging an die Regierung Nikaraguas ein Ultimatum.

Nein, es geschah nicht 1984/85. Und die Schiffe waren keine atomgetriebenen Flugzeugträger, sondern sie hießen „Elisabeth", „Leipzig", „Ariadne" und „Medusa". Der Geschwaderchef war kein amerikanischer Admiral, sondern der deutsche Kapitän zur See Wilhelm von Wickede. Es war der 18. März 1878. Es fiel kein Schuß. Der kaiserliche Erpresser kassierte 30000 Dollar; Soldaten, die einem arroganten kaiserlichen Konsul in den Allerwertesten getreten hatten, wurden bestraft; die kaiserlich-deutsche Fahne erhielt den geforderten „Salut" – die deutsche Ehre war wiederhergestellt.

Aber Imperialismus bleibt Imperialismus. Anfang unseres Jahrhunderts tat USA-Präsident Theodore Roosevelt öffentlich kund: „Wenn ein Staat beweist, daß er sich in sozialen und politischen Angelegenheiten vernünftig und anständig zu verhalten weiß, dann braucht er keine Einmischung der Vereinigten Staaten zu befürchten."

Wie beruhigend. Die Somozas, Batistas, Trujillos, Duvaliers, Pinochets, Stroessners und ähnliche verhielten beziehungsweise verhalten sich „vernünftig und anständig". Sie hielten beziehungsweise halten sich an die über 80 Jahre alte Verkündung des US-amerikanischen Senators Beveridge: „Gott hat die amerikanische Nation zu seinem auserwählten Volk erklärt, durch uns die Neugestaltung der Welt ins Werk zu setzen. Das ist Amerikas göttliche Mission."

General Smedley D. Butler hatte als Kommandeur der Marines mehrere solcher „göttlichen Missionen" in Mittelamerika durchgeführt. Aber dann schrieb er 1935 in später Einsicht: „Ich übte meistens die Funktion eines Gangsters erster Kategorie für die große Geschäftswelt, für Wallstreet und die Banken, aus. Ich habe mitgeholfen, daß Haiti, Kuba und Nikaragua Plätze zum Kassieren der Profite der National City Bank und des Bankhauses Brown Brothers wurden."

Ein halbes Jahrhundert später provozieren in historischer Kontinuität US-Kriegsschiffe und Spionageflugzeuge vor Nikaraguas Küsten, US-Militärs dringen in die Hoheitsgewässer ein, um ein sowjetisches Handelsschiff am Einlaufen zu hindern (weil es angeblich MiG-Flugzeuge an Bord haben sollte; hatte es nicht; und wenn: Nikaragua ist ein unabhängiger Staat); Spezialtruppen der CIA haben vor Jahresfrist die Hafeneinfahrt vermint; von Honduras und Kostarika aus fallen amerikanisch befehligte Banden ins Grenzgebiet ein, zerstören Kaffeeplantagen und Schulen und ermorden Bauern und Lehrer, Frauen und Kinder. Und der Präsident im Weißen Haus nennt die Mörder „Freiheitskämpfer" und „Freunde Amerikas" und erklärt öffentlich, er brauche von Senat und Kongreß Geld für sie, die gewählte Sandinisten-Regierung müsse weg, müsse gestürzt, davongejagt werden.

Das sind keine leeren Worte. Die demokratisch gewählte Regierung Arbenz in Guatemala wurde durch einen von Washington inszenierten Putsch beseitigt. Die demokratische Regierung in Chile wurde von der CIA weggeputscht, Präsident Allende ermordet. In Grenada traten die USA direkt in Aktion – als Interventen und Okkupanten. Denn jene Region ist laut Theodore Roosevelt „der Hinterhof" der USA, laut Ronald Reagan deren „Vorgarten". Kennedy nannte die USA einst „Wächter der Freiheit auf den Wällen der Welt" – und startete die CIA-Aggression in Kubas Schweinebucht. Reagan preist sein Washington als „Hort des Guten in der Welt" an und ist „gegen das Böse in der Welt angetreten": Wo ein Volk sich die Freiheit nimmt, seien „die Russen" am Werk – und in jener Region natürlich auch „die Kubaner". (Preisfrage: In Lateinamerika gibt es seit Hunderten von Jahren Aufstände gegen in- und ausländische Ausbeutung und Unterdrückung; wer steckte damals dahinter, wo es doch die Sowjetunion und ein sozialistisches Kuba noch gar nicht gab?)

Amerikas „göttliche Missionen" sind heute keine Kanonenboot-Aktionen mehr. Während sich Arme und Hungernde in Gottes eigenem Land mit immer mehr Streichungen der Sozialausgaben abfinden sollen, fordert Reagan neue Millionen Dollar für die „Contras" (eine verniedlichende Bezeichnung für Konterrevolutionäre) „auf jedem Kontinent, von Afghanistan bis Nikaragua". Und Milliarden für den Rüstungsetat, für MX-Raketen und Weltraumwaffen. Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs kündigte der Geheimdienstexperte Thomas Powers an, der amerikanische Nachrichtendienst CIA sei „das Werkzeug, mit dem der Präsident überall auf der Welt versucht, seinen Willen durchzusetzen. Sobald der Präsident der USA einer ausländischen Macht etwas demonstrieren wollte, hat die CIA ihm ermöglicht, dies insgeheim zu tun."

Nun, so geheim sind die CIA-Umtriebe wiederum nicht. Und so unwiderstehlich ist Washingtons langer Arm ebenfalls nicht. 61 von 96 Sitzen in der Nationalversammlung für die Frente Sandinista de Liberación Nacional (die FSLN) – das ist ein überzeugender politischer Erfolg des freien Nikaragua, wie ihn die USA und die von ihnen ausgehaltenen Konterrevolutionäre mit Dollars, Hetze, Söldnern, Agenten, Mord und Totschlag verhindern wollten. Volkes Wille gegen Washingtons Willen. Taten des Volkes gegen „göttliche Missionen". Deshalb Achtung, Liebe, weltweite Solidarität und die ernste Mahnung: Hände weg von Nikaragua!

IM HOF DES KLOSTERS GANDANG

Tauben umschwirren den Ankömmling. Es ist wie ein Gruß, wie ein Fest des Lebens. Wer wollte, der könnte die sanften Vögel streicheln. Ein alltägliches Bild. Zumindest in diesem Hof des Gandang-Klosters, dem einzigen noch in Betrieb befindlichen der einst das Land umspinnenden rund tausend Klöster.

Nebenan bewahrt man die heiligen Bücher des Buddhismus auf, kostbare, in tibetischer Schrift geschriebene Weisheiten und Legenden voller Poesie. Im Tempel werden von den Lamas heilige Texte rezitiert, Tag für Tag, seit Jahrhunderten: Töte nicht! Habe Ehrfurcht vor dem Leben!

Der Lamaismus kam nach Tschinggis-Chan ins Land, er wurde mit dem festen Ziel eingeführt, dem rauhen Kriegergeschlecht moralische Fesseln anzulegen. Aus dem zähen Reiterstamm, der seinen Willen dem des Himmels gleichsetzte und durch Blut und Eisen behauptet hatte, wurden nach und nach zahme, furchtsame Leutchen.

Töte nicht! Habe Ehrfurcht vor dem Leben! Es wurde sehr weit getrieben: Selbst Gräser durften nicht zertreten werden, nicht der Boden bestellt und bebaut, da die Erde, das Antlitz Gottes, nicht verletzt, nicht entstellt werden durfte. Die Herrn der Herden und der Hirten fanden es nicht schlecht, das Volk durch solcherlei religiöse Gebote in Furcht und Gehorsam zu halten. Um so uneingeschränkter konnten sie es beherrschen. Die Opferschalen auf den Altären sind voll von Getreidekörnern.

Getreidekörner werden auch zu Beginn der Gottesdienste gestreut. Der Abfall an diesem Ort ist es, der die Tauben an das Kloster, an die Lamas bindet.

Voller Widersprüche ist die buddhistische Philosophie, die von vielen klugen (gewiß aber auch dummen) Köpfen, die Zeit und Ruhe im Kloster fanden, im Laufe von Jahrhunderten ausgedacht worden ist. Viel Schaden hat diese Lehre in der Vergangenheit angerichtet, da sie in ihrer Konsequenz eine völlige Umkehrung ihrer ursprünglichen Absichten bedeutete. Tauben umschwirren den Ankömmling. Es ist wie ein Gruß, wie ein Fest des Lebens. Wer wollte, der könnte die sanften Vögel streicheln. Ein uraltes Bild. In diesen Mauern, die seit anderthalb Jahrhunderten bestehen.

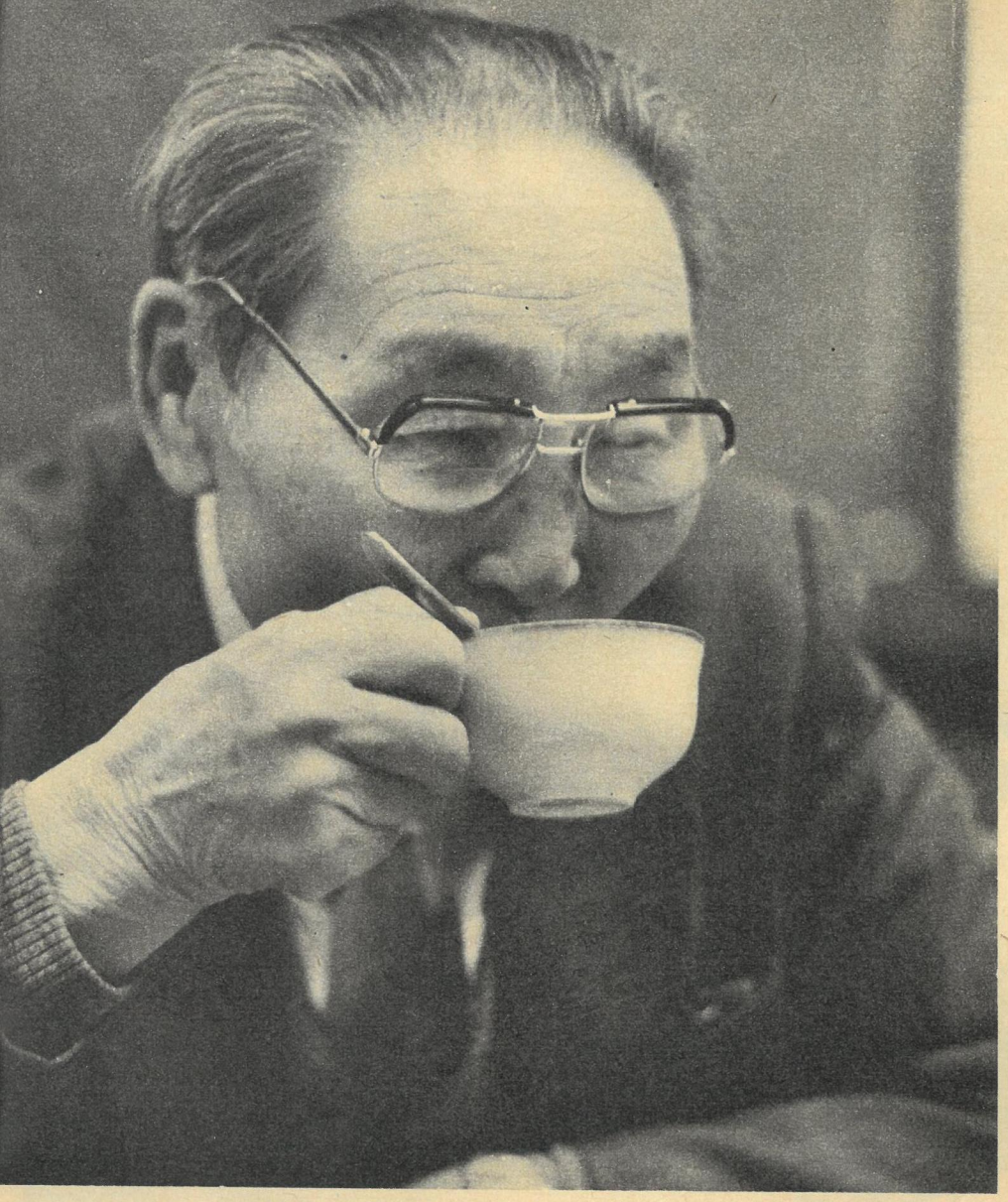
Doch entstrahlt dem Bild ein neuer Glanz, belebt es der Atem unserer Zeit, in der es nicht genügt, ein friedliches Gemüt zu haben. Auch Buddhisten wissen, daß man für die Bewahrung unserer krieggefährdeten Welt etwas tun muß. Die Tätigkeit der Friedenskonferenz der Buddhisten Asiens, deren Sitz in diesen Mauern ist und der 15 nationale Zentren angehören, ist ein gewichtiges Beispiel dafür, wie eine abstrakt humane Forderung zu einem streitbaren Humanismus reifen kann, einem Humanismus, dem sich die mongolische zeitgenössische Literatur von Anbeginn verschrieben hat.

Tschinagijn Galsan

Ein Beitrag von Helmut Zemke (Text)
und Detlev Steinberg (Bild)

Tauben im Gandang

Im revolutionären Kampf geboren, im Sturm der Auseinandersetzungen um neue Inhalte und Formen gewachsen und gereift, so zeigt sich die moderne mongolische sozialistisch-realistische Literatur. Ihre Schöpfer, die Schriftsteller von heute, verknüpfen in ihren Werken die besten Traditionen der alten reichen Nationalliteratur mit den Themen und Stoffen der Gegenwart. Drei Autoren aus verschiedenen Generationen besuchte FREIE WELT in Ulan-Bator. Als die Aufnahme des jüngsten unter ihnen, des Schriftstellers Galsan Tschinag, entstand, baten wir um seine Gedanken zu unserem Foto.



Tauben im Gandang

Wie der Pfeil von der Sehne des Bogens, so schnellt er auf uns zu, wir wissen, daß er in diesem Jahr das siebente Lebensjahrzehnt vollendet, aber er macht den Eindruck eines Mannes, der soeben aus dem Sattel gesprungen ist. Er begrüßt uns mit gewinnendem Lächeln, als würde er uns schon lange kennen. Er ist ein Bagsch, ein Lehrer, ein Verdienter sogar. Vor fünfunddreißig Jahren hat er in Moskau nach dem Studium der Biologie seine Dissertation verteidigt. Er ist Ehrendoktor der Lomonossow-Universität und der Humboldt-Universität, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der Mongolischen Volksrepublik. Weit hat es der Nachkomme von Araten gebracht, der Schriftsteller Dondogijn Zewegmid. Er schrieb Reiseschilderungen und Erzählungen aus dem Alltag seines Volkes, sein Roman „Der erste Lehrer" erzählt von den ersten Schritten als Erzieher einer Generation selbstbewußter Menschen. In diesem Augenblick, da ich meinem Gegenüber zuhöre, kommt mir die Skizze eines Klassikers der revolutionären mongolischen Literatur in den Sinn. Der Aufklärer Nazagdordsh schrieb sie vor über fünfzig Jahren. Er nannte sie:

Dondogijn Zewegmid, Lehrer, Schriftsteller, stellvertretender Ministerpräsident der MVR, ist Zeitgenosse, Mitstreiter, Mitschöpfer der revolutionären Entwicklung seines Landes.

Der Sohn der alten Welt

„Rauh und holprig ist die Landschaft, launisch und unberechenbar alle vier Jahreszeiten. Dem Lauf eines sandigen Rinnsals und strauchig bewachsenen Flecken Salzboden folgend, steigt hin und wieder Rauch aus einer ärmlichen schwarzen Jurte... Im Choimor sitzt der Mönch Dshambal und schwatzt dies und das über Gott und Religion. Der Beamte Namdshil kommt herein und redet Wahres und Unwahres über Gesetze und Politik. Man hört ihnen zu, und so verbringt man Tage und Monate. Sie glauben, jenseits der Berge wohne niemand mehr; für sie ist die Welt am Horizont zu Ende. Zurückgeblieben sind sie hinter Tausenden von Ereignissen, ausgeschlossen von Kultur und Zivilisation. Morgens beten sie zu Buddha, abends verneigen sie sich vor dem Himmel. So verrinnt ihr Leben. Quer auf seinem hellbraunen Pferd sitzend, kommt der Sohn der alten Welt angetrabt... Mit einem Satz springt er vom Pferd, zieht die Zügel straff an und wischt sich mit seinem staubigen Rocksaum den Schweiß vom Gesicht. Dann schneuzt er sich geräuschvoll und betritt die Jurte. Neben dem Herd setzt er sich nieder und gibt den Anwesenden ein paar der üblichen Neuigkeiten zum besten... Dabei senkt er vor dem Lama und dem Beamten ehrfurchtsvoll den Blick... Die Hausfrau und die Kinder reichen ihm eine Schale Joghurt und einen Rest Milchspeise. Nachdem er beides verzehrt hat, geht er weiter zum reichen Baldshir, dem er beim Melken der Stuten hilft... Für den Taidsh Dendew treibt er dann die Schafe auf die Weide und erwirbt sich ein bescheidenes Abendessen... Der Junge hat zwar einen aufgeweckten, hellen Verstand, doch noch nie ist er bis an die Grenze des östlichen Choschuns gekommen... Seit eh und je lebt er auf diesem Fleckchen Erde... Trotz seiner Jugend hat er nun einmal den Weg zu einem menschenwürdigen Dasein verloren... Im Winter, bei grimmiger Kälte, hütet er Pferde, und in der brütenden Sommerhitze muß er hinaus auf die Schafweide. Die stumpfsinnige Atmosphäre des Landlebens, in dem er aufwächst, gleicht einem umgestürzten Kessel... Welch trauriges, wildes Leben, welch beklagenswerte Jugend! Warum sehnt er sich nicht danach, die neue Welt kennenzulernen? Doch wie sollte der Sohn der alten Welt von allein begreifen, unter welch traurigen Bedingungen er aufwächst, und von wem sollte er erfahren, daß er all das Elend den Feudalherren und Lamas zu verdanken hat!...

Doch seit dem Tage, an dem ein Freund des Sohnes der alten Welt das Gewehr der Revolution ergriff, drang Licht unter den umgestürzten Kessel, und die Menschen erwachten. Sie entdeckten, daß die Welt am Horizont noch nicht zu Ende ist. Sie erfuhren von den fünf Kontinenten und den fünf Ozeanen und erschlossen sich den Weg der Gemeinsamkeit, der sie in diese neue Welt führte. Die blaue Mongolei wurde zur roten Mongolei, der Sohn der alten Welt zum Sohn der neuen Welt..."

Licht unterm Kessel

Dondogijn Zewegmid war mit dreizehn Jahren mutig und neugierig genug, sich aus seinem ostmongolischen Aimak auf den Weg in die Hauptstadt zu machen, ins Zentrum der Revolution. „Ich bin einer von denen", sagt er, „die, als sie die ersten Telefonleitungen sahen, fragend, was sie zu bedeuten hätten, das Ohr an die Maste legten, um die Gespräche zu belauschen. Ich bin einer von denen, die, als sie ein Fahrrad erblickten, sich über das seltsame Pferd wunderten. Ich bin einer von denen, die, als ihnen ein Auto begegnete, ängstlich davonrannten. Ich bin einer von denen, die die von den Lamas ausgestreute Legende für wahr hielten, daß die Apparate, die man Aeroplane nannte, ein langer dünner Mann steuere, der kein Blut in den Adern hätte."

Und als der Sohn der neuen Welt nach Ulan-Bator kam, sagte man ihm, daß er einen aufgeweckten Verstand habe und das Zeug dazu, zu lernen und anderen etwas beizubringen. Da war er fünfzehn und fing an, über all das, was er gesehn hatte, nachzudenken. So begriff er, daß sich die Araten ihrer Kraft bewußt geworden, daß sich nur etwas verändert, wenn man sich selbst verändert.

„Wir gingen in die Jurten", erzählt Zewegmid, „um zu unterrichten. Wo wir tagsüber lehrten, da rollten wir nachts die Matten aus, um zu schlafen."

Man schickte den jungen Lehrer in die westliche Mongolei, in die Berge, ins „Land des ewigen Schnees" zur Alphabetisierung. Unterwegs notierte er seine Reiseeindrücke und „machte Poesie". Die Kinder, die er unterrichten mußte, hatten nichts zu lesen, Bücher gab es nicht. „Wir mußten sie selbst verfassen", berichtet er. „Wir Lehrer schrieben für die Kinder Gedichte, sammelten Aussprüche, alte Sprichwörter, Volksweisheit und zeichneten sie auf, wir dachten uns kleine Geschichten aus und übten Märchen und Schauspiele ein. Eine Oper entstand sogar. Sie hieß ‚Die Waisen' und handelte von einer Frau, die von den Reichen ausgebeutet und unterdrückt, sich schließlich von ihren Plagegeistern befreit. Wir waren unsere eigenen Textdichter, Komponisten, Regisseure und Schauspieler."

Und als Zewegmid nach so intensiver Praxis in die Hauptstadt zurückgekehrt war, konnte er bereits seine Erfahrungen im Schreiben anderen in Literaturzirkeln weiterreichen. Er erinnert sich noch des Eindrucks, den der erste Schriftstellerzirkel und sein Leiter, der Schriftsteller Bujannemech, auf ihn gemacht hatte. Hier hatte er selbst die ersten Schreibanregungen erhalten, die er dann als Lehrer für seine pädagogischen Bemühungen nutzte.

Der Weg des Araten

Es war die Zeit der demokratischen Erneuerung des Landes nach jahrhundertelanger feudal-theokratischer Herrschaft. Eine Zeit, in der nicht nur der Lehrer Schriftsteller, sondern auch der Schriftsteller Lehrer sein mußte. Denn es galt, den Sohn der alten Welt auch geistig zu befreien. Aus den Fesseln verheerenden Aberglaubens, aus der rauschgiftähnlichen, lähmenden Wirkung jenes religiösen Gedankens, daß das Elend des Lebens in Gleichmut und totaler Passivität

Lodongijn Tüdew, Literaturwissenschaftler, Schriftsteller, Chefredakteur des Zentralorgans der MRVP gehört zu den namhaftesten Schriftstellern der mittleren Generation in der Mongolei.

Optimismus und Lebensfreude des sich seiner Kraft bewußten Volkes hat der Maler und Volkskünstler Zultem in seinem Aquarell festgehalten, das er „Fest der Republik" nannte.

Der Dichter Daschdordshin Nazagdordsh (1906–1937), Sekretär des Revolutionären Kriegsrates, entwarf in seinem Werk das Bild des befreiten Menschen; er gilt als Begründer der mongolischen revolutionären Literatur.

---

hinzunehmen und die höchste Glückseligkeit nach einer Reihe leidvoller Wiedergeburten endlich der Zustand des „Nirwana", des Nichts sei. Man mußte sechshunderttausend arme Araten davon überzeugen, daß die hunderttausend Lamas, die jene Lehre täglich predigten, nicht recht hatten, daß die Araten diesen und ihren Feudalherren das Elend ihres Lebens verdankten.

Gedichte, Erzählungen, ganz besonders Schauspiele in den Jahren nach der Revolution waren vom Geist der Aufklärung erfüllt, sie mußten ihren Lesern und Zuschauern Wissen vermitteln, Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge geben, ihr Nationalbewußtsein stärken, aber auch Selbstvertrauen einflößen und Mut zum Handeln. In seinem freundschaftlichen Brief an die mongolischen Schriftsteller aus dem Jahre 1925 über die Aufgaben der revolutionären mongolischen Literatur forderte Maxim Gorki denn auch vor allem einen aktiven Helden, der sein eigenes Schicksal und das seines Volkes selbst in die Hand nehmen müsse. Aus dieser Forderung ergab sich für die mongolischen Schriftsteller die Konsequenz, eine in Inhalt und Form gesellschafts- und wirklichkeitsorientierte Literatur zu entwickeln, ganz im Gegensatz zur Jenseitsorientierung der alten feudal-religiösen, buddhistischen Literatur.

Das Prinzip der Aktivität im Sinne eines gesellschaftlich fortschrittlichen Handelns galt natürlich nicht nur für den literarischen Helden, es galt in erster Linie für den Schriftsteller selbst. Es ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich, daß die Begründer der modernen mongolischen Literatur, wie Nazagdordsh, Bujannemech, Damdinsüren oder Rintschen in Forschung und Lehre arbeiteten und in gesellschaftlichen und staatlichen Funktionen tätig waren. Nazagdordsh arbeitete als Historiker und Publizist an der Akademie der Wissenschaften, Bujannemech war unter anderem Vorsitzender des Jugendverbandes, Damdinsüren Abgeordneter des Großen Volkshurals, Rintschen war als Sprachwissenschaftler, Folklorist und Ethnograph Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Dies hat sich bis in die jüngste Zeit nicht geändert, wie es sich an den Schriftstellern Sengijn Erdene, Vorsitzender des Schriftstellerverbandes, Lodongijn Tüdew, Chefredakteur der zentralen Zeitung der Mongolischen Revolutionären Volkspartei, und nicht zuletzt an Dondogijn Zewegmid zeigt.

Der Schriftsteller, Aufklärer, Lehrer Zewegmid, der, wie er selbst ironisch sagt, schon das Tor sieht, durch das er einmal

Fortsetzung Seite 8

Tauben im Gandang

schreiten wird, kehrt in seinem vorläufig letzten Buch zu denen zurück, die er einst ins Leben führte – den Kindern. Es ist ein Buch von großen und von kleinen Dingen in der Form von Briefen an Kinder und es heißt: „Das Meer des Wassers kommt von der Quelle, das Meer des Gedankens kommt vom Buch".

Und er sagt: „Die Kultur, die Volksbildung in unserem Staat begann mit den Zirkeln zur Alphabetisierung, sie hat einen weiten ruhmreichen Weg zurückgelegt bis zur Mongolischen Staatsuniversität. Und der Mensch, der einst glaubte, daß der Pilot eines Flugzeuges kein Blut in den Adern haben könne, der erlebte, daß ein mongolischer Kosmonaut in das All flog."

Die Sache mit dem Felsteufel

„Möge sich die glückliche Reise der Erkenntnis fortsetzen!" wünschte sich Lodongijn Tüdew, als er dreiunddreißig Jahre alt war. Da schrieb er für Kinder das Buch „Bekanntschaft mit der Welt". Der inzwischen erfolgreiche Schriftsteller erzählt darin von seinen tastenden kindlichen Versuchen, die Welt der vierziger Jahre zu erforschen. Sie war eine andere, als die des dreizehnjährigen Dondogijn Zewegmid. Die Menschen um ihn herum waren wissender, zielstrebiger, tatkräftiger geworden, sie wußten von den fünf Kontinenten, den fünf Ozeanen hinter den Bergen, jenseits ihres Horizonts. „Sei artig! Sonst kommt der Felsteufel!" sagte Tante Ajdaa manchmal scherzhaft zu ihm. Das machte ihn neugierig. Er wollte den Felsteufel ganz einfach persönlich kennenlernen. Mit einer Zieselmausfalle unterm Arm ging er mutig entschlossen auf einen Felsen los. Plötzlich wurde ihm die Falle weggerissen, sie schoß auf die Felswand zu und blieb daran kleben. Aber der Onkel Tömör erklärte ihm lachend dieses Wunder. Ein Magnetfelsen also! Nichts weiter! Vom Teufel keine Spur!

Tüdews Reise der Erkenntnis jedoch hatte durchaus nicht immer einen so angenehmen Schluß, sie war kein Sonntagsspaziergang, denn der Krieg warf seine Schatten in den entferntesten Ail der Mongolischen Volksrepublik.

Auch Tüdew wurde später zunächst Lehrer, studierte an der Akademie der Gesellschaftswissenschaften in Moskau und promovierte 1967 zum Kandidaten der Philologie. Schon mit 23 Jahren verfaßte er seinen ersten Roman, der in die heftigste Diskussion geriet, denn er war der dritte seines Genres in der modernen mongolischen Literatur. Vorherrschend waren bis dahin das Gedicht, der Sinn- oder Segensspruch, das Schauspiel, die kurze Erzählung. Es gehörte Mut dazu und ein langer Atem, sich auf ein so weites Feld zu begeben. Einer seiner Vorgänger war der schon erwähnte Rintschen mit seiner Romantrilogie „Morgenröte", die den nationalen Befreiungskampf der Mongolen gegen die Fremdherrschaft der Mandschuren behandelte. Tüdew griff indes mit seinem Buch „Bergstrom" mitten hinein in die sozialistische Gegenwart. Während seiner Studienzeit folgten dann die Romane „Weidewechsel" und „Der Polarstern weist den Weg". Mit leichter Selbstironie sagt Tüdew von sich, daß die Romane sein literarisches Wachstum dokumentieren und daß der jüngst entstehende ein Gipfel sei, auf den er sich mit größter Anstrengung heraufgearbeitet habe. Dieser letzte Roman „Das Kloster ohne Dach" enthält die, wie er sich ausdrückt, philosophische Verallgemeinerung seiner bisherigen Bekanntschaft mit der Welt, die sich in immer neuen Verwandlungen zeige und deshalb nie vollkommen sei, wie er es schon im Titel des Romans symbolisieren wollte. Der studierte Literaturwissenschaftler, lange Jahre Präsident des Mongolischen Schriftstellerverbandes, jetzt als Vorsitzender des Journalistenverbandes tätig, gibt uns einen Einblick in die Geschichte der mongolischen Literatur.

Die „Geheime Geschichte"

Sie beginnt mit der um 1240 im Auftrage Tschinggis-Chans entstandenen „Geheimen Geschichte", dem ersten erhalten gebliebenen Literatur- und Geschichtsdenkmal der Mongolen. Diese Chronik ist ein Bericht über Herkunft und Aufstieg des mongolischen Volkes zur Weltmacht. Es verherrlicht aber nicht nur die Taten seines Auftraggebers, sondern läßt uns auch einen tiefen Blick tun in den Gesellschafts- und Moralzustand, in die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse seiner Zeit. Die vorrevolutionäre Literatur – so Tüdew – folgt zwei Traditionslinien, die des mündlichen und zum Teil auch schriftlich überlieferten Volksschaffens, und die der Literatur der Feudalherren und Lamas.

In der mündlichen Überlieferung des Volkes erfreute sich das später im 17. Jahrhundert aufgezeichnete Epos vom gerechten und tapferen Recken Geser-Chan, der gegen die Unterdrükkung der Mongolen durch eigene und fremde Herren kämpfte, größter Popularität. Dieses bedeutende Werk ist vergleichbar etwa mit ähnlichen alten Literaturzeugnissen anderer Völker wie dem russischen „Igor-Lied", dem deutschen „Roland-Lied" oder dem finnischen Nationalepos „Kalevaala". Weit verbreitet waren auch die verschiedensten Arten von Liedern und Segenssprüchen, die sogenannten Surgaal, die aus den Erfahrungen des Nomadenlebens schöpften und die Lebensweisheit und die Moralvorstellungen der Araten widerspiegeln.

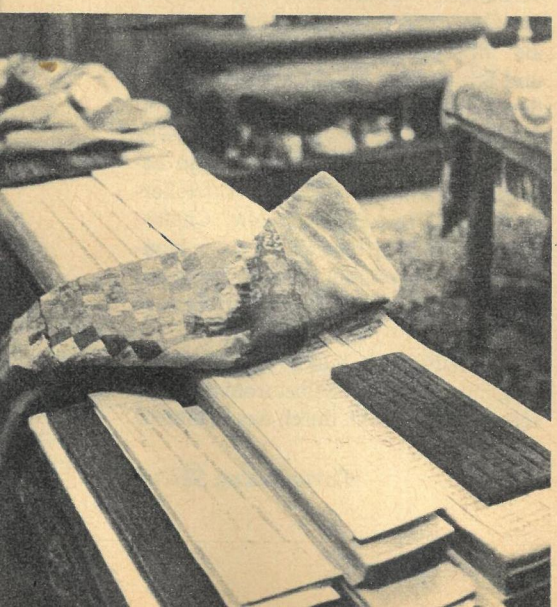
Die Feudalliteratur unterschied sich von dieser Volksliteratur vor allem durch ihren vom Lamaismus beeinflußten religiösen Inhalt. Die buddhistische Religion in der ursprünglich von Tibet ausgehenden Form des Lamaismus prägte seit dem 13. Jahrhundert Kultur und Sitten der Mongolen. Dies kam vornehmlich in der feudalen Literatur zum Ausdruck, die wenigen Auserwählten, einer kleinen Gruppe von Lamas und weltlichen Feudalherren vorbehalten, und ohnehin den leseunkundigen Araten unzugänglich war.

„Dennoch", so betont Tüdew, „gehört dieses Schrifttum wie das literarische Volksschaffen zum Fundament unserer modernen Literatur. Die ersten Schriftsteller nach der Revolution von 1921 waren Kämpfer für die Sache des Volkes, für eine revolutionäre Literatur mit neuen Inhalten, aber auch Bewahrer der besten Traditionen unserer Kultur. An erster Stelle möchte ich Nazagdordsh nennen. Er war Sekretär des Revolutionären Kriegsrates, hatte in Rußland und Deutschland studiert und galt als subtiler Kenner asiatischer wie europäischer Literatur und Kunst. In seiner Person vereinigte sich östliche und westliche Kultur auf fruchtbarste Weise." Damals fuhren viele Schriftsteller wie die Sprachwissenschaftler Damdinsüren und Rintschen von Ail zu Ail, um die teilweise mündlich überlieferten Lieder, Segenssprüche und Märchen, die Sagen, Legenden und Epen aus alter Zeit aufzuzeichnen. Sie sammelten auch wertvolle Zeugnisse feudaler Kultur für Bibliotheken und Museen. Bei aller Ehrfurcht vor den Schätzen der Vergangenheit jedoch verloren sie keinen Augenblick das Erfordernis einer neuen revolutionären Epoche aus den Augen, in ihrem eigenen literarischen Werk starke handlungsbereite Menschen darzustellen, die ihr Dasein und das ihres Volkes selbst gestalten. So verfolgte Damdinsüren in seiner damals aufsehenerregenden Erzählung vom „Verschmähten Mädchen" den Weg einer jungen Frau, die sich aus der Abhängigkeit einer noch nach feudalem Brauch erzwungenen Ehe löst und die Möglichkeiten der neuen Gesellschaft nutzt, sich ein menschenwürdiges Leben aufzubauen.

Die Farbe der Seele

In diesen Jahren des Neuanfangs wandten sich die jungen, in der Darstellung einer revolutionär veränderten Wirklichkeit noch unerfahrenen Schriftsteller in einem nachmals berühmt gewordenen Brief an Maxim Gorki, der sich gerade im italienischen Sorrent aufhielt. Über einflußreiche Freunde in Deutschland gelangte seine Antwort nach Ulan-Bator. Was sie enthielt, wurde bereits dargelegt. „Wir haben allen Grund", sagt Lodongijn Tüdew, „den sechzigsten Jahrestag dieses Briefes in diesem Jahr zu feiern, hat doch Gorkis Forderung nach einem aktiven Helden bis zum heutigen Tage ihre volle Gültigkeit."

„In den zwanziger Jahren", erzählt Tüdew, „kämpfte die mongolische Litera-



Die heiligen Schriften der Buddhisten werden im Gandangkloster restauriert und sorgfältig gepflegt. Ihre mit Ochsenblut und Kalk präparierten Seiten sind jahrhundertealt und werden in buntbemalten Säcken aufbewahrt.

Das Lesebedürfnis der modernen Araten ist groß; eine bedeutende Anzahl von Buchhandlungen und Bibliotheken in Ulan-Bator und den Somonzentren bietet ein umfangreiches Sortiment an Fachbüchern und belletristischer Literatur an.

tur gegen innere und äußere Feinde, gegen den Aberglauben, religiös bedingte Lethargie. Unser heutiges Publikum, im Besitz von Bildung und Kultur, ist anspruchsvoll geworden. Es verfolgt die europäische und besonders die russische und sowjetische Literatur, die bei uns in hohen Auflagen erscheint, mit allergrößtem Interesse. Das ergibt die Möglichkeit des Vergleichs, und unsere Schriftsteller müssen sich schon anstrengen, diesen neuen erhöhten Ansprüchen gerecht zu werden. Der mongolische Leser der Gegenwart möchte beispielsweise mehr über die Innenwelt seines Helden erfahren, seine Anteilnahme wächst durch eine stärkere psychologische Vertiefung, durch die Verwendung moderner Gestaltungsmittel wie den inneren Monolog oder verschiedene sich kreuzende Erzähl- und Zeitebenen. Das ist für manche Autoren noch eine terra inkognita, aber es gibt bereits einige in dieser Hinsicht hoffnungsvolle Bemühungen, besonders bei jüngeren Prosaisten, wie beispielsweise Sononym Lotschin, der sich nicht nur den seelischen Vorgängen in seinen Helden mit neuen Gestaltungsmitteln nähert, sondern auch aus eigenem Erleben einen Daseinsbereich erfaßt, der bislang wenig in Erscheinung trat, ich meine die Darstellung der sich in wachsendem Maße entwickelnden mongolischen Arbeiterklasse."

Lotschin zeigt in seinem 1971 geschriebenen Roman „Die Farbe der Seele", der übrigens jetzt auch in deutscher Sprache vorliegt, das Leben zweier Generationen von Bergarbeitern und damit zwei unterschiedliche Stadien der Entwicklung zum Sozialismus in der Mongolei.

Alles in allem ist die zeitgenössische mongolische Literatur, was Themenbreite, künstlerische Qualität und Genrevielfalt betrifft, gewachsen. Das enorme Lesebedürfnis in diesem Lande wird gestillt auch durch ein erhebliches Angebot von Übersetzungen aus anderen Sprachen. Ganz vorn in der Gunst des Publikums liegen die russischen Klassiker und die Sowjetliteratur von Gorki bis Aitmatow und Rasputin, die zumeist im russischen Original gelesen werden. Dann aber folgen schon so namhafte DDR-Autoren wie Erwin Strittmatter und Hermann Kant.

Tüdew verweist darauf, daß eine ganze Reihe von Werken der modernen mongolischen Literatur im Ausland, in den europäischen sozialistischen Ländern, vor allem in der Sowjetunion erscheint. Neuerdings erarbeitet der Fremdsprachenverlag in Moskau eine auf 15 Bände geplante Anthologie mongolischer Literatur, von denen bereits 8 herausgekommen sind.

Immer wieder ist man beeindruckt von der außerordentlichen Produktivität mongolischer Schriftsteller, die ja zumeist ihre Bücher neben ihrer staatlichen oder gesellschaftlichen Tätigkeit schreiben. Tüdew war beispielsweise fast zehn Jahre lang 1. Sekretär des Jugendverbandes. Als er 1979 in dieser Eigenschaft die DDR besuchte, wurde ihm von Egon Krenz zum Empfang auf dem Flugplatz sein bei uns gerade erschienenes Buch „Bekanntschaft mit der Welt" überreicht. Erstaunt schlug er es auf, es war ohne sein Wissen von seinem Freund Galsan Tschinag ins Deutsche übertragen worden. Tüdew ergänzt diese kleine Anekdote lächelnd: „Unser Klassiker Nazagdordsh verwandte in seinen Werken häufig deutsche Wörter. Jetzt haben wir sogar einen jungen Schriftsteller, der seine Erzählungen in deutscher Sprache schreibt und sie dann selbst ins Mongolische übersetzt. Sie kennen ihn, es ist Galsan Tschinag."

Der Reiter auf dem Doppelpferd

Wir kannten ihn aus seiner in der DDR veröffentlichten „Tuwinischen Geschichte" und der anrührenden Erzählung „Der Ausflug". Unsere Zeitschrift druckte erst unlängst eine Geschichte von ihm.

Galsan stammt aus Tuwa, dem Stammland einer nationalen Minderheit in der MVR. Und er beschreibt seine Heimat so: „Der Chara-Chöl, der Schwarze See mit seinen tausend weißen Wellen wie spielende Lämmer an windigen Tagen, schwarz wie der sternenlose Nachthimmel bei Windstille, dieses mal stumm wachende, mal wild blitzende Auge des Altai, dieses Grab so mancher Menschen war die Wiege meiner Kindheitssommer." Hier hütete er Pferde, kostbares Gut der Tuwiner. Tschinagijn, wie sich Galsan zuweilen schreibt, was Sohn des Tschinag heißt, erinnert sich an die Erzählung seines Vaters, der, sobald der Krieg ausbrach, seine besten Pferde ins Somonzentrum brachte für die Rote Armee. Er erinnert sich an den Frühlingswald, an die „himmelstützenden, wolkenwehrenden Berge", an die „sturzsteilen, schwindeltiefen Schluchten" des Altai, den er als das Schicksal der Tuwiner bezeichnet. Galsan gehört zu den Menschen, die ihre ersten Worte in zwei Sprachen formten: Tuwinisch und Mongolisch, Vater- und Muttersprache, und als er zur Schule kam, lernte er Russisch.

Aufgewachsen mit den Sagen und Märchen seines Volkes, Fundus seiner Phantasie, fing er zeitig an, sich Geschichten auszudenken. Er beobachtete und zeichnete seine heimatliche Landschaft mit Liebe, Erfindungsgabe und Vorstellungskraft. In einer für einen Hirtensohn märchenhaften Weise gelangte er über die Staatsuniversität Ulan-Bator nach Leipzig, studierte hier deutsche Sprache und Literatur bis zu einer Vollkommenheit, die ihm gestattet, seine Gedanken und Gefühle fast ebenso gut in deutschen wie in mongolischen Worten auszudrücken. Der jetzt Einundvierzigjährige war nach Rückkehr in die Heimat Deutschlektor an der Universität Ulan-Bator und arbeitet heute als politischer Kommentator an der zentralen Gewerkschaftszeitung. Er übertrug Gedichte von Tucholsky, den „Till Eulenspiegel", Heinrich Manns „Untertan" und Werke von Erwin Strittmatter, mit dem ihn freundväterliche Bande verknüpfen. In seinen Bücherregalen stehen mongolische, deutsche und russische Klassiker einträchtig nebeneinander, da geben sich Hemingway, Anna Seghers und Hermann Kant, Aitmatow, Rasputin und Halldor Laxness ein Stelldichein. Er hört Beethoven und Bach mit der gleichen Andacht, wie er den ergreifenden Liedern der Hirten in der Steppe lauscht, er schwört auf Dürer und Leonardo da Vinci, wie auf die wunderbaren Plastiken des mongolischen Leonardo, Zanabazar. Die Schriftsteller Tüdew und Erdene bezeichnet Galsan als seine Lehrer. Letzte veröffentlichte literarische Arbeit ist die der mongolisch-sowjetischen Freundschaft gewidmete Ballade „Das Mädchen kehrt zurück", die authentische Geschichte des kurzen Lebens der Nadja Ruschewa. Die Tochter eines russischen Lehrers für Kunsterziehung und einer Mongolin tuwinischer Abstammung wurde 1952 in der Mongolei geboren. Schon als Kind entwickelte sie ein ungewöhnliches Mal- und Zeichentalent. Als der Vater einer Berufung nach Moskau folgte, siedelte die Familie nach dorthin über. Hier illustrierte Nadja fünfzig Werke der Weltliteratur und schuf eine Fülle von Bildern, die sie über die Grenzen ihrer Heimat hinaus berühmt machten. Bei ihrem frühen tragischen Tod im Jahre 1969 hinterließ sie über zehntausend Handzeichnungen und Tafelbilder. Eine Ausstellung eines Teiles ihrer Werke im Oktober 1984 inspirierte Galsan zu jener balladesken Biographie der Nadja Ruschewa.

Es wird wohl, seit Galsan in Leipzig seine erste Geschichte schrieb, mehr als ein halbes Hundert Geschichten sein, die er bisher mit einer gewissen siegessicheren Gelassenheit unter das Leserpublikum gestreut hat. Die besten davon bringt jetzt der Mongolische Staatsverlag unter dem Titel „Geschichten aus einer Sturmzeit" heraus. Lodongijn Tüdew verfaßte ein Nachwort, das er „Der Reiter auf dem Doppelpferd" nannte, was wohl auf Tschinags phänomenale Zweisprachigkeit, sicher aber auch auf die hartnäckige Verfolgung seines Lebenszieles hinweist. Jetzt trägt er sich mit Plänen zu einem großen historischen Stoff, einem Roman über das Leben des von ihm bewunderten mongolischen Bildhauers und Universalgelehrten Zanabazar. Doch er liebt sein Pferd zu sehr, als daß er es zu Tode hetzt, und so läßt er dieses Projekt in Ruhe reifen.

Der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, hatte am 13. März in Moskau einen freundschaftlichen Meinungsaustausch mit den Leitern der Partei- und Staatsdelegationen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages: Todor Shiwkow, János Kádár, Erich Honecker, Wojciech Jaruzelski, Nicolae Ceauşescu und Gustáv Husák.

Fotos: TASS/Mussaeljan, Peskow

Das erste Gebot für Partei und Staat besteht darin, die brüderliche Freundschaft mit unseren engsten Kampfgefährten und Verbündeten — den Ländern der großen sozialistischen Gemeinschaft — zu hüten und allseitig zu festigen. Wir werden alles von uns Abhängende tun, um das Zusammenwirken mit den sozialistischen Staaten zu erweitern, um die Rolle und den Einfluß des Sozialismus im Weltgeschehen zu erhöhen ... Wir werden den Kurs der Leninschen Politik des Friedens und der friedlichen Koexistenz strikt verfolgen. Guten Willen beantwortet die Sowjetunion immer mit gutem Willen, Vertrauen mit Vertrauen. Aber alle sollen wissen, daß wir die Interessen unserer Heimat und ihrer Verbündeten niemals preisgeben werden.

Aus der Rede von Michail Gorbatschow auf dem Außerordentlichen Plenum des ZK der KPdSU am 11. März

Kampfgefährten und Verbündete

Inspiriert vom 40. Jahrestag des Sieges über den Faschismus und der Befreiung unseres Volkes durch die ruhmreiche Sowjetarmee, vollbringen die Werktätigen unseres Landes große Leistungen zur allseitigen Stärkung des ersten Staates der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden als festes Glied der sozialistischen Gemeinschaft.

Aus dem Glückwunschschreiben Erich Honeckers an Michail Gorbatschow zur Wahl als Generalsekretär des ZK der KPdSU

● Wörtlich

Der primitive und platte Antikommunismus ist in meinen Augen nach wie vor ein Grundübel unserer Zeit. Er ist ein Instrument, mit dem im Verlaufe der Geschichte immer wieder demokratische Bewegungen diffamiert wurden und unglaubwürdig gemacht werden sollten.
Ewald Lienen,
Profi-Fußballer von
Borussia Mönchengladbach

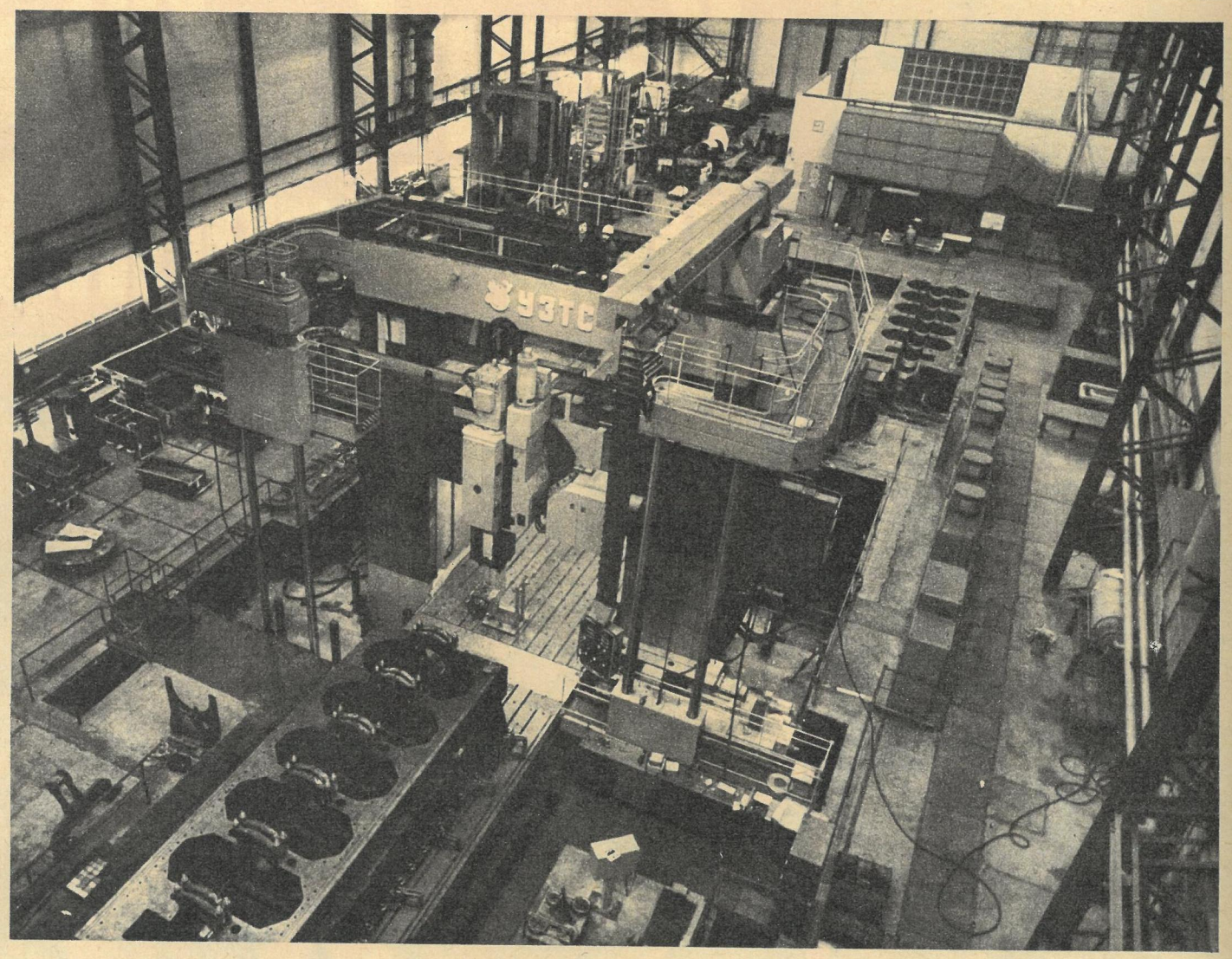
● Kurz berichtet

Den Namen Katjuscha (Verkleinerungsform von Jekaterina) erhielt das offizielle Maskottchen der bevorstehenden Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Moskau. Der Schöpfer des Talismans ist Michail Weremenko, Student an der Architekturhochschule der Hauptstadt.

Der 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes ist für die Postverwaltungen von 16 europäischen Staaten Anlaß zur Herausgabe von Sonderbriefmarken. Es beteiligen sich: UdSSR, DDR, Polen, ČSSR, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, Albanien, Österreich, Frankreich, Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Luxemburg.

In den USA wuchs die Zahl der Russisch Lernenden an den Hochschulen von 1980 bis 1983 um 26,7 Prozent. Wie die „New York Times" bemerkt, erklärt man sich dies in akademischen Kreisen damit, daß viele Amerikaner die Sowjetunion als einen „zunehmend wichtigeren Faktor im internationalen Leben" ansehen.

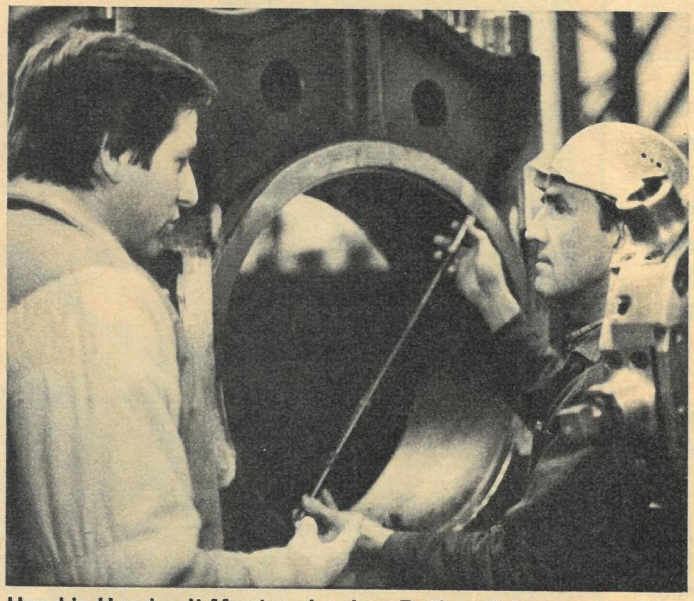
Das gut erhaltene Skelett eines unbekannten Urtieres fanden sowjetische Wissenschaftler in der alten jakutischen Stadt Werchojansk. Wie Paläontologen meinen, handelt es sich dabei um das Skelett eines Zorgelismus, einer Tierart, die vor mehr als einer Million Jahren die Erde bewohnte.



„Elch" fräst dicke Brocken

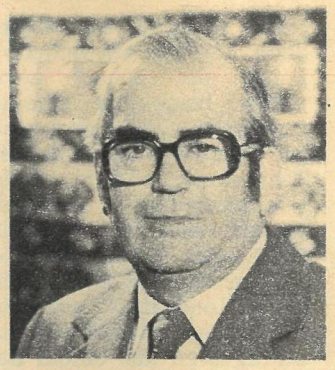
Die Halle hat die Größe, um gut ein halbes Dutzend Schulturnhallen unterzubringen. Zwei hebekräftige Hallenkrane überbrücken die Maschinenkomplexe, gleiten nahezu lautlos hin und her. An ihren mächtigen Haken schweben dicke Brocken durch die neue Halle 7 des Rostocker Dieselmotorenwerkes: Stahlguß-Schwergewichte für Schiffs-Hauptmaschinen.

Die Grundwanne eines Großdieselmotors für einen 18 000-Tonnen-LO/RO-Frachter zum Beispiel wiegt rund 35 Tonnen. Vorhin war solcher Schiffsmotoren-„Sockel" – millimetergenau – auf den Tisch des Großfräswerkes niedergesenkt und dort von den Männern des Bedienungsteams festgespannt worden. Die fast 47 Meter lange, über 14 Meter breite und nahezu 12 Meter hohe Langbettfräsmaschine ist „Herzstück" der neuen Halle. Und obgleich sie von großdimensionalen Numerik-Bohrwerken sowie einer Karusselldrehmaschine flankiert wird, bleibt der Eindruck, daß die Halle eigens für die UF 0920 gebaut sei. Sie ist das größte Fräswerk derzeit im Lande: der „Elch" aus Uljanowsk. „Es war über Jahre hinweg unser Wunsch, ein solches Großfräswerk zu bekommen", erzählt Jürgen Schulz, Hauptabteilungsleiter für Rationalisierung. „Denn Schiffsmotoren für moderne Schiffe müssen modern gebaut werden: hochproduktiv und mit höchster Qualität. Wir wußten, daß das Schwermaschinen- und Werkzeugmaschinen-Kombinat in Uljanowsk unser Lieferpartner sein könnte. Doch Fräswerke dieser Art werden nun mal nicht von heute auf morgen gebaut. Kurz und gut: 1980 konnten wir unseren Auftrag in Uljanowsk unter Dach und Fach bringen – als Sonderanfertigung, speziell für unsere Bedürfnisse..." Experten trafen sich, beratschlagten. An der Wolga wie an der Warnow. Und schließlich traf das Maschinen-Wunderwerk in Rostock ein. „Als wir voriges Jahr im Februar hier ankamen, gähnte inmitten der Halle eine große, tiefe Grube", erinnert sich Montage-Chefingenieur Wladimir Karlejew. Doch schon am Vorabend des 35. Republikgeburtstages konnte hier Direktor Zech das Kommando zum ersten Frässchnitt geben. Seit kurzem steht der 690-Tonnen-Fräsgigant im Dauerdienst. Er bearbeitet Grundwannen, Mittelgestelle und Zylinderblöcke gleichermaßen hochproduktiv wie höchstpräzise und ist imstande, Teile bis zu 250 Tonnen Gewicht auf seinen Tisch zu nehmen. Dem Werksymbol, das dem Kombinats-Kurznamen USTS voransteht, einem Elchkopf, verdankt die UF 0920 ihren einprägsamen, neuen Namen: „Elch" – gegeben von den Rostocker Dieselmotorenwerkern. Beim Bau des Werkes am Waldrand hinterm Swijaga-Fluß habe sich, erzählt man in Uljanowsk, ein Elch in die Baugrube verirrt – und so sei das Werksymbol entstanden. „Nasch losj" („unser Elch") nennt ihn inzwischen auch Montage-Chefingenieur Karlejew. Kann sein, der neue Beiname wird bald in weitere Sprachen übersetzt.



Hand in Hand seit Montagebeginn: Rationalisierungschef Jürgen Schulz (links) und Wladimir Karlejew.

Helmuth Pelzer (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Jubiläum im Manegenrund

Auskünfte für FREIE WELT gab Otto Netzker, Generaldirektor der volkseigenen Zirkusunternehmen der DDR.

– Sie sind unlängst aus Japan zurückgekehrt.

– Ja, in Verwirklichung einer langfristigen Vereinbarung mit Central Broadcasting Agency Tokyo begann hier ein großes Artistenensemble von uns eine Tournee, die bis zum Oktober geplant ist und in 18 Millionenstädte führen wird. Den triumphalen Auftakt erlebte ich in der Hafenstadt Kobe.

– Fanden unsere Akteure dort das gewohnte Chapiteau vor?

– Nein, sie traten in keinem Zelt, sondern in einem Sportpalast auf, in dessen Arena über 7000 Menschen Platz finden. Und sie werden auch bei ihren weiteren Auftritten im Land unter Sport- und Messehallendächern arbeiten, sind also vom Sturm, dem schlimmsten Feind fürs Zelt, völlig unabhängig.

– Wie steht's mit dem Interesse der Japaner?

– Zirkus ist in diesem fernöstlichen Land sehr populär. Seit Jahren gastierten bzw. gastieren im Yano-Zirkus, einem traditionellen Reiseunternehmen, die hervorragenden Raubtierdressuren von Hanno Coldam und Regina Marcella, Peter und Katjana Stanik und Oskar und Marietta Sperlich. Sie haben der Zirkuskunst der DDR ein gutes Renommee geschaffen. Das jetzige Ensemblegastspiel ist zweifellos ein Höhepunkt unserer bisherigen Zusammenarbeit.

– Das von Ihnen geleitete Unternehmen feiert in diesem Jahr sein 25. Jubiläum, und im Vorjahr soll's einen neuen Besucherrekord gegeben haben?

– Hat es. 2 755 373 Besucher erlebten in der DDR und im Ausland in 1205 Vorstellungen die Tourneeprogramme unserer drei Betriebsteile – Aeros, Berolina und Busch.

– Zirkus Aeros war lange Zeit auf Auslandstournee...

– ...ja, er gastierte die vergangenen drei Jahre in der Sowjetunion. Das Tourneegebiet umfaßte die südliche Ukraine, das Kubangebiet, alle Autonomen Sowjetrepubliken des Nordkaukasus, Aserbaidshan und Georgien. In 70 Städten wurde das Zelt aufgebaut. 1167mal ertönte die Auftakt-Parademusik, und das Finale war stets von Applaus begleitet. 2 700 000 Sowjetbürger besuchten unser Programm, das sind 2313 je Vorstellung. In diesem Jahr wird sich Aeros mit einem internationalen Programm erstmals wieder dem DDR-Publikum vorstellen.

– Und was hat Busch vor?

– Er geht erneut auf UdSSR-Tournee, nachdem er bereits von 1979 bis 1981 dort gastierte. Auch diesmal ist das Gastspiel für einen Zeitraum von drei Jahren vorgesehen und als nationales Zirkusprogramm gestaltet. Die diesjährige Saison führt in das Gebiet zwischen Wolga und Ural, in dem zum ersten Mal ein DDR-Zirkus gastiert.

– Bleibt noch Berolina?

– Er präsentiert bis Ende Juni unserem Publikum ein Spitzenensemble des sowjetischen Staatszirkus, während er selbst in der Sowjetunion gastiert. Dieser Austausch ist dem 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes gewidmet.

– Wie steht's in diesem Jahr mit der Teilnahme am Internationalen Zirkusfestival, das im Dezember zum 11. Male in Monte Carlo stattfinden wird?

– Nachdem wir 1984 nicht dabei waren, weil ein Großteil unserer Spitzendarbietungen im Ausland engagiert war, werden wir uns diesmal erneut am Wettstreit um den Grand Prix, den „Goldenen Clown", beteiligen.

– Eine Frage zum Schluß: Wie kamen Sie zum Zirkus?

– Ich wurde in keinem Wohnwagen geboren, sondern bin auf einem Bauernhof aufgewachsen, habe Großhandelskaufmann gelernt und kam nach dem Kriege als Verwaltungsdirektor zum Theater. Organisationstalent, ökonomische Erfahrungen und Praxis in der Leitungstätigkeit waren ausschlaggebend dafür, mir in der ehemaligen Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten den Bereich Artistik und Kleinkunst zu übertragen, zu dem auch Zirkus und Varieté gehörten. Von hier aus kam folgerichtig die Übernahme der Leitung des 1960 gegründeten VEB Zentralzirkus...

Interview:
Horst Goldschmidt

Vogelfrühstück

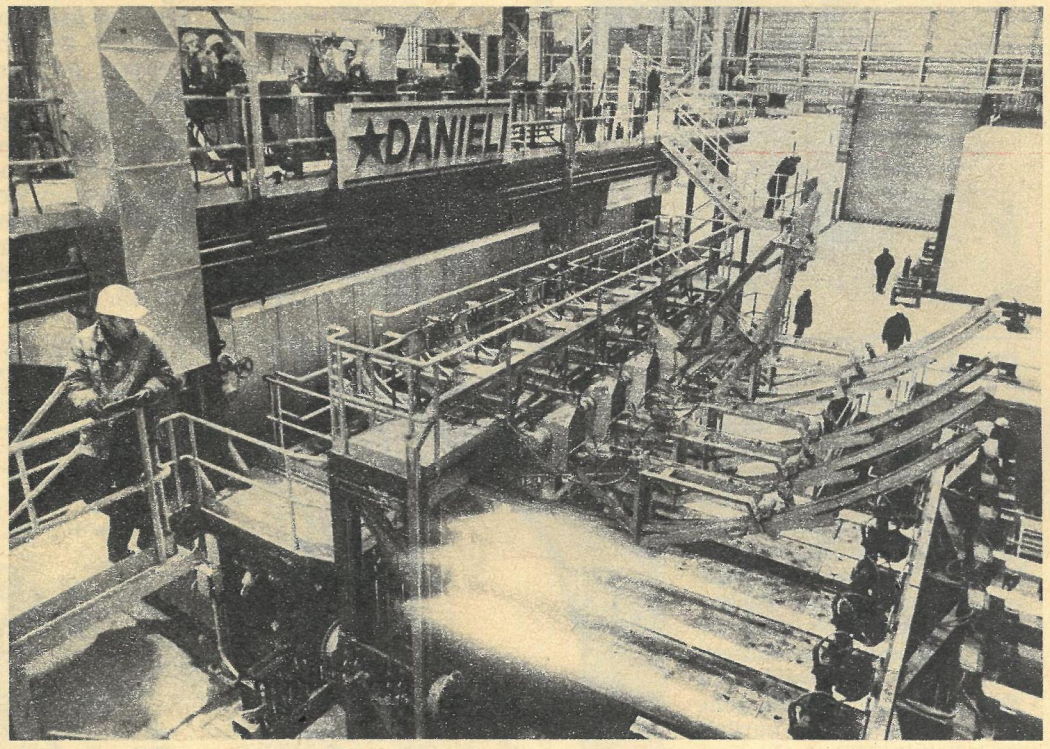
Über 300 000 Wasservögel, darunter etwa 5000 Schwäne, sind an der ukrainischen Schwarzmeerküste von ungewöhnlicher Kälte bedroht. Vogelschützer und Forstleute, Bauern und Schüler füttern die Tiere und geben vielen zeitweiliges Quartier im eigenen Heim, wo sie unter der Kontrolle des tierärztlichen Dienstes und der Jagdinspektion stehen.

Luftbus

Erstmals wurde das Großraumflugzeug IL 86 im Liniendienst auf der Route Moskau–Alma-Ata eingesetzt. In diesem Jahr werden weitere Inlandflugstrekken an das Aerobusnetz angeschlossen. Eine IL 86 ersetzt zwei bis drei TU 154.

Kleeblatt

Stolz zeigt die vierundzwanzigjährige Frau Bakó aus der Gemeinde Mende nahe Budapest ihre Vierlinge. Adrien, Krisztina, Sándor und Petra, deren Körpergröße zwischen 45 und 50 cm und deren Gewicht zwischen 1950 und 2250 Gramm lag, kamen gut entwickelt und lebensfähig 5 Wochen vorm geplanten Termin zur Welt: Am ersten Tag des neuen Jahres. Sie wurden längst zu Stars in allen ungarischen Medien.

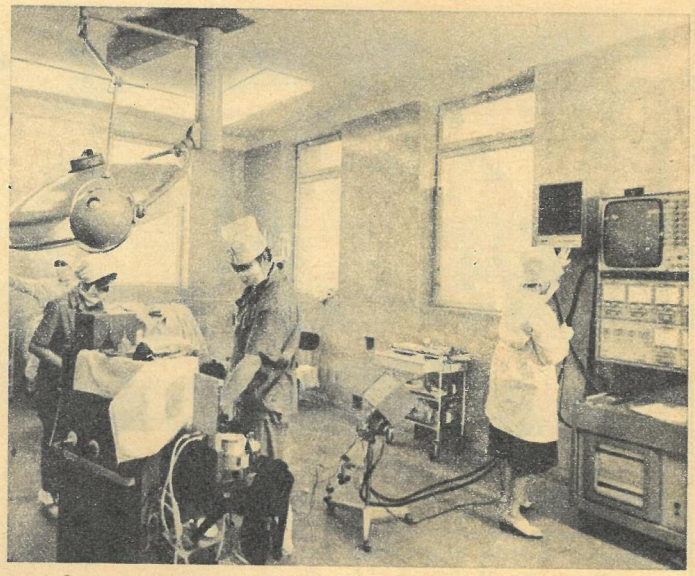


Stahlkocher

Das belorussische Elektrohüttenkombinat Shlobin, das in Zusammenarbeit mit dem staatlichen Konzern VÖEST ALPINE aus Österreich und der italienischen Firma DANIELI errichtet wurde, hat seine ersten Erzeugnisse geliefert. Im Unterschied zu anderen Hüttenbetrieben gibt es in diesem Kombinat weder Siemens-Martin-Öfen noch Konverter. Es ist auf Sekundärrohstoffe spezialisiert. Die Ausstattung des Betriebes mit vollautomatisierten bzw. vollmechanisierten Linien garantiert den Ausstoß von einer halben Million Tonnen Walzgut im Jahr.

Medizinisch

Ein modernes Zentrum für schnelle medizinische Hilfe entstand in Kischinjow, der Hauptstadt der Moldauischen SSR. Es verfügt über eigene Hubschrauber sowie Krankenwagen, die mit Sprechfunk sowie Diagnose- und Anästhesiegeräten ausgestattet sind. Das Zentrum wurde mit Hilfe anderer RGW-Länder eingerichtet. So kommen seine Laborausrüstungen aus der Volksrepublik Polen, Ungarn steuerte die Röntgentechnik bei, während unsere Republik die Monitoranlagen lieferte.



Künstlerisch

Die kleinen Tänzerinnen gehören zum Kinderensemble „Malysch“ eines Kulturhauses in Taschkent, dem kürzlich der Name von Indira Gandhi verliehen wurde. Junge Inder, die in der usbekischen Hauptstadt studieren, sind hier oft zu Gast. Viele von ihnen gehören einem der 37 Laienensembles des Hauses an und lehren ihre sowjetischen Freunde die traditionelle indische Tanzkunst.

Köstlich

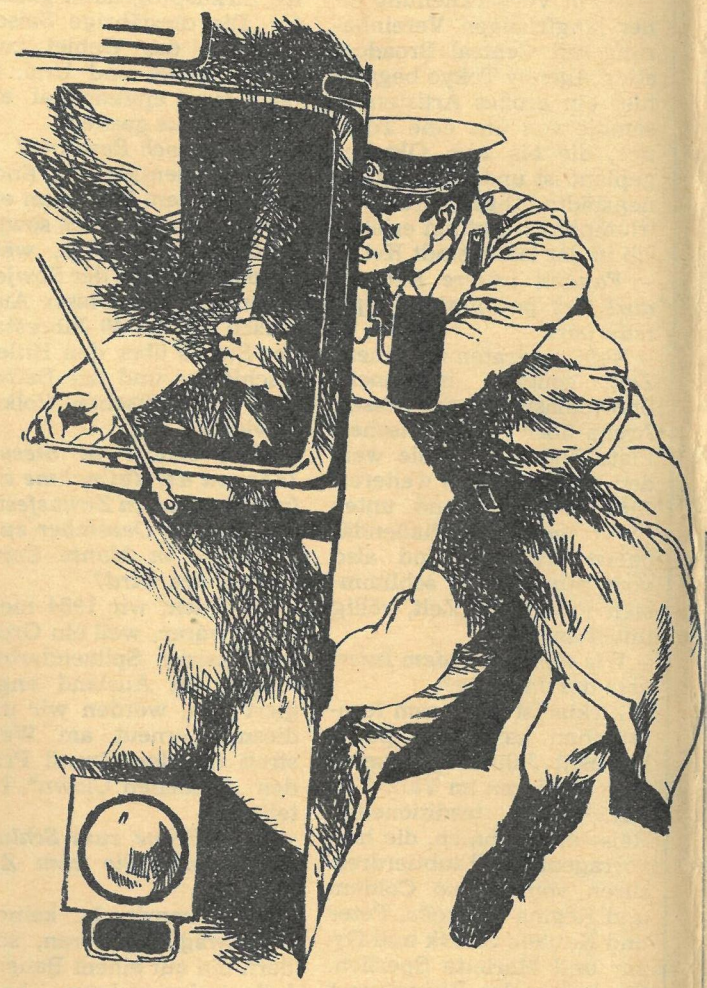
Die seltsamen Gebilde sind eßbar. Es handelt sich um wohlschmeckende, leicht verdauliche Austernseitlinge mit der lateinischen Bezeichnung Pleurotus osteatus. Sie wuchsen in keinem Wald und brauchten nicht gesucht zu werden. Die Genossenschaft in Železný Brod ist die einzige in Nordböhmen, die diesen auch bei uns beliebten, zur Kultivierung besonders geeigneten Speisepilz züchtet, der mit Vorliebe an verschiedenen Laubbäumen ans Licht schießt.

Praktisch

Südlich von Hanoi dehnt sich die Provinz Ha Nam Ninh. In ihr liegt das Bezirkszentrum Phat Diem, wo in der Produktionsgenossenschaft „Dai Thang“ farbenfrohe Matten aus Bast entstehen, der aus Fasern von Jute, Kokospalmen oder Reisstroh gewonnen wird. Das Handwerk des Flechtens und Webens geht auf alte Traditionen zurück und bringt Waren hervor, die auf dem Binnenmarkt ebenso begehrt sind wie in der DDR und vielen anderen Ländern. Matten aus Phat Diem erhielten kürzlich auf einer Ausstellung in Vietnams Hauptstadt eine Goldmedaille.

Der Geisterbus von Rowno

An die „Steile Wand von Meerane“ erinnert die Kusnezowstraße in der ukrainischen Stadt Rowno. Hier müssen die Trolleybusse der Linie 1 in Richtung Endstation hinunter. Nimmt ein Fahrer am oberen Ende die Kurve zu weit, rutschen die Stromabnehmer, die langen, schlaksigen Stangen, aus der Oberleitung. Und genau das passiert an einem Freitag einer noch jungen, blonden Fahrerin. Laut schimpfend klettert sie nach draußen, stülpt sich die Handschuhe über, zerrt an der Hilfsleine und fädelt die „Fühler“ wieder in die Leitung. Der Stromkreis ist kaum geschlossen, da rollt der Bus an und los geht's – bergab. Starr vor Schreck schaut die Blonde hinterher. In der Eile hat sie vergessen, die Vorderräder abzublocken, hat vergessen, den Motor abzuschalten. Schneller und schneller wird der vollbesetzte Bus auf der abschüssigen Straße, immer rascher huschen die Bäume am Straßenrand an den Fenstern vorbei. Die Fahrgäste, unter ihnen viele Schulkinder, sind entsetzt. Schreie werden laut. Die vorn Stehenden versuchen, sich nach hinten durchzudrängen, um sich vor dem unvermeidlichen Aufprall zu retten, denn unten – am Scheitelpunkt der scharf nach rechts biegenden Kusnezowstraße – steht als massiger Block das Gebäude des Technikums. Mit wild schlenkernden Stangen steuert der Bus darauf zu. Noch etwa 400 Meter... In diesem Moment kommt Nikolai Kondratjuk, ein junger Sergeant der Miliz, vom Mittagessen aus einem nahen Speiselokal, schaut sich um, erschrickt: Da springen ja Leute aus einem fahrenden Trolleybus! Und kein Fahrer am Lenkrad. Hals über Kopf rast Kondratjuk auf den Bus zu, schafft das schier Unmögliche, klammert sich an die Fahrertür und hangelt sich auf den Sitz. Doch wie die schwere Kiste dirigieren? In der Ar-



meezeit hatte er einen „Ural“ gefahren und beherrscht inzwischen fast alle Autotypen. Doch jetzt, für den Bruchteil einer Sekunde, ist er ratlos, sucht nach dem Bremspedal. Er umklammert das Lenkrad und hofft, daß kein Auto seinen Weg kreuzt. Nach einer Ewigkeit, so scheint ihm, kommt der Bus quietschend zum Stehen – nicht ein paar Meter, ein paar Schritte nur vor dem großen, weißen Technikum. Auf watteweichen Beinen stolpert die blonde, bleiche Fahrerin auf ihn zu...

Volker Hempel

Neues vom Schienenstrang

Die stählernen Magistralen der UdSSR-Eisenbahn reichen über mehr als 120 Längengrade – vom Polarkreis, hoch im Norden, bis hin in die Vorgebirge von Tienschan und Pamir, tief im Süden des großen, weiten Landes. Über das größte Eisenbahn-Streckennetz der Welt rollen täglich Züge mit rund 11,4 Millionen Passagieren und etwa 10,5 Millionen Tonnen Gütern. Die Erfordernisse der Volkswirtschaft, vor allem die ständig wachsenden Rohstofftransporte – teilweise über beträchtliche Entfernungen –, stellen die Eisenbahner vor die Aufgabe, Jahr um Jahr rund 100 Millionen Tonnen Güter mehr auf den Schienenwegen zu befördern. Das jährliche Transportvolumen wird noch in diesem Jahr die 4-Milliarden-Grenze erreichen, möglicherweise sogar überschreiten, was bedeutet, daß die UdSSR-Eisenbahn allein ein Fünftel des gesamten Welt-Schienenfrachtverkehrs bewältigt (beim Passagierverkehr sind es bereits seit längerem rund fünfzig Prozent). Um den enormen Anforderungen immer besser gewachsen zu sein, werden zum einen bedeutende Investitionsvorhaben realisiert, zum anderen konsequent intensivere Methoden zur erhöhten Strekken-Durchlaßfähigkeit und -nutzung in der Praxis eingesetzt. So kommen neben den im gegenwärtigen Planjahrfünft gebauten 3270 Kilometer neuen Schienenstrecken rund 4000 Kilometer zweite Gleise und 2400 Kilometer Bahnhofs-Rangiergleise hinzu. Auf nahezu sechzig Prozent des Gesamtnetzes fahren die Züge bereits „am Draht". Bis zum Ende des Jahrfünfts werden weitere rund 5500 Kilometer und somit über 55 000 Kilometer Schienentrassen elektrifiziert sein. Der BAM-Eisenbahn-„Jahrhundertbau" ist, was die 3100 Kilometer lange Gleisstrecke betrifft, durchgehend verwirklicht, und eben dieser Tage haben an ihrem Nordabzweig Berkakit–Tommot–Jakutsk die Bauarbeiten begonnen. Eine Hauptreserve, um immer mehr Güter und Passagiere befördern zu können, sehen die UdSSR-Eisenbahner darin, verstärkt Schwerlastzüge (bis zunächst 10 000 Tonnen) sowie überlange Passagierzüge auf die Reise zu schicken (bis 24 Waggons). Zwischen Moskau und Kiew werden sogar 32-Waggon-Züge rollen...

Boris Pankow

Härtetest bei Minusgraden

Schnee und Eis waren die unerbittlichen Begleiter auf den Rallyepisten um Tallinn, als hier die besten Tourenwagensportler der sozialistischen Länder Europas im Vormonat um die ersten heißbegehrten Punkte zum diesjährigen „Pokal für Frieden und Freundschaft" kämpften. Bei klirrendem Frost bis zu minus 33 Grad waren 61 Wagenbesatzungen aus der Sowjetunion, der DDR, aus Bulgarien, der ČSSR, aus Polen und Ungarn mit ihren glänzend präparierten Fahrzeugen, durchweg Erzeugnissen der sozialistischen Automobilindustrie, in die Rallyespur gegangen. 41 von ihnen erreichten nach einer dramatischen 776 Kilometer langen Tag- und Nachtjagd das Ziel. Als „heißeste Öfen" der verbesserten „Normalverbraucherwagen" erwiesen sich einmal mehr die robusten LADA-Renner, die etwa auf 150 bis 160 PS verweisen können. Diese Kraft konnten sie besonders bei den 21 Vollgassprints auf für den öffentlichen Verkehr gesperrten Abschnitten entfesseln. Und die Brüder Igor und Nikolai Bolschich (Foto rechts: mit Pudelmützen) waren es dann auch, die mit ihrem LADA 1600 den Gesamtsieg (Foto oben: der Siegerwagen) im Einzelklassement errangen. Beim Kampf der Nationalmannschaften triumphierte ebenfalls die Sowjetunion vor Bulgarien, Polen und der DDR. Die Mannschaften der ČSSR und Ungarns mußten der Härte dieser „Winterschlacht" ihren Tribut zollen. Sie schafften es nicht, wenigstens drei zur Nationalmannschaftswertung erforderliche Besatzungen über den Zielstreifen zu bringen und konnten deshalb bei „Sojus '85", dem ersten der sieben diesjährigen Pokalläufe um den Friedens- und Freundschaftspokal, nicht gewertet werden. Einen Achtungserfolg für die DDR erkämpfte die Eisenacher Besatzung Uth/Scherbarth. Sie wurde mit ihrem auf etwa 80 PS getrimmten Wartburg 353 W Klassensieger bei den verbesserten Tourenwagen bis 1150 ccm. Doch diese Rallye – genau wie die nächsten Pokalläufe dem 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus gewidmet – bedeutete erst den Auftakt des diesjährigen freundschaftlichen Kräftemessens im Tourenwagensport. Der zweite Lauf fand vor wenigen Tagen statt. Gastgeber war der ADMV der DDR, Ausrichter der Motorsport-Club Post Berlin mit seiner 25. Internationalen Pneumant-Rallye, die am 22. und 23. März mit Start und Ziel in Berlin die Asse des Tourenwagensports aus sieben Ländern vereinte. Nächste Stationen der Rallyevergleiche der sozialistischen Länder sind Ungarn (12. bis 14. April), Bulgarien (11.–13. Mai), ČSSR (30. Mai bis 1. Juni), Rumänien (14.–15. Juni) und Polen 6.–7. Juli).

Günter Graßmann

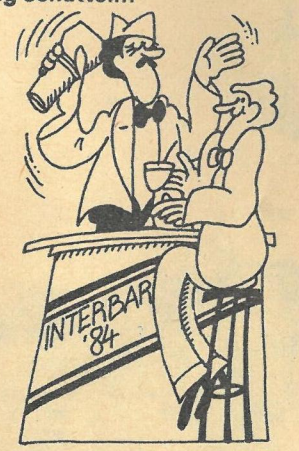
● Erfahrenes

Ein Kind reift nicht durch jenes Dankeschön, das es den Eltern sagt, sondern durch jenes Lob, das sie ihm guten Wissens spenden können.

Simon Solowejtschik, Schriftsteller

● Am Rande

Im Saal „Sofia" des Hotels „Vitosha-New Otani" fand unter dem Motto „Interbar 84" ein Wettbewerb der besten Barkeeper statt. Zwei Tage lang waren die internationale Jury sowie zahlreiche Zuschauer Zeugen der Geschicklichkeit der 25 Teilnehmer aus 7 Ländern und probierten ihre alkoholreduzierten Cocktail-Spezialitäten. Des Siegers Berufsgeheimnis: Vor Gebrauch kräftig schütteln!



● Splitter

Rukia-mamo Gafurowa, mit 121 Jahren älteste Einwohnerin der usbekischen Metropole Taschkent, ist das Oberhaupt einer weitverzweigten Sippe, der jetzt das 104. Familienmitglied geboren wurde.

So peu à peu
wächst Stück für Stück
Taschkents
„Familien-Republik".

Vor hundert Jahren buk der ungarische Konditormeister Josef Dobosch die erste der später nach ihm benannten Zuckergußtorten. Aus diesem Anlaß entstand im Budapester Grand-Hotel eine sechsstöckige, zwei Meter hohe Dobosch-Torte, für die man 1000 Eier und 25 Kilogramm Zucker verwendete.

Klar, daß die
Kinderschar der Stadt
die süße Burg
erobert hat.

Karel Smid, Sammler aus Týnec nad Sázavou in der ČSSR, unterhält seit seiner Schulzeit ein privates Afrika-Museum. Unter Tausenden Exponaten befindet sich auch Sand aus der Sahara.

Hier findet man –
welch tolle Masche –
den „Erdteil
in der Westentasche".

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: U. Ritter, TASS/A. Lykow, S. Welitschkin, A. Kremko, W. Sinin, A. Nikolajew, ZB/ČTK, ZB/VNA, ZB/MTI, APN/W. Maak (2); Zeichnung: K. Fischer; Vignette: D. Schüler

Die große Leseraktion
der FREIEN WELT und
des Zentralvorstandes der
Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
zum 40. Jahrestag der
Befreiung vom Faschismus

WIE ICH DEN 8. MAI '45 ERLEBTE

**Um das zu erfahren, befragte FREIE WELT –
als Auftakt zu einer großen Leseraktion –
sechs Bürger aus der DDR
und sechs aus der Sowjetunion. Menschen
mit unterschiedlichen Weltanschauungen,
mit unterschiedlichen Berufen,
berühmte Leute und weniger bekannte…
Wir wollten wissen,
wie denkt ein Arbeiter über den 8. Mai, wie ein
Bischof, wie ein
Wissenschaftler, ein Künstler.
Denn dieser Tag, der die Befreiung vom
Faschismus brachte, der 8. Mai 1945,
geht uns alle an.
Schreiben auch Sie uns, liebe Leser…**

- **wie und wo Sie den 8. Mai erlebten,**
- **welche Bedeutung
dieser Tag für unser Heute hat.**

**Wir verlosen unter den Teilnehmern
an der großen FREIE WELT-Leseraussprache
20 Reisen in die Sowjetunion.**

(Näheres dazu auf Seite 23)

Mein Tag der Befreiung ist der 27. April 1945: Als sowjetische Panzer auf den Hof des Zuchthauses Brandenburg rollten, Soldaten im Wachlokal die Schlüssel vom Brett rissen, Gänge und Treppen unter ihren Stiefeln dröhnten. Und es mir plötzlich auf jede Minute ankam, daß sie die Zellentür aufschlossen. Zu Lebenslänglich hatten mich die Faschisten verurteilt. Sieben Jahre, auch in Einzelhaft, saß ich schon hinter Gittern. Nun war ich lebenslänglich frei. „Wo Thälmann", hatten die Soldaten als erstes gefragt. Er konnte einen Tag wie diesen nicht mehr erleben. Dann strömten wir Gefangenen zusammen und hoben die Befreier hoch über unsere Köpfe. Spontan sangen wir gemeinsam die Internationale. Für mich war es der schönste und stimmgewaltigste aller Chöre. Einfach nur weiterleben? Etwas Neues hatte begonnen. Hinter den kämpfenden Rotarmisten marschierten wir nach Berlin. Dort brannten noch die vertrauten Straßen, sanken Häuser in sich zusammen. In meiner Zelle hatte ich es mir vorzustellen versucht. Die Wirklichkeit, weil übergangslos, war um so furchtbarer. Die Genossen fragten mich, wo ich arbeiten wollte. In Brandenburg, sagte ich. Dort erlebte ich also den 8. Mai. Doch der Tag war damals kein besonderes Datum für mich. Wir kannten nur Tage und Nächte. Das Leben mußte in Gang kommen, Verbündete gefunden werden. Die Befreier richteten eine Eßküche ein, auch ich stand mit Topf und Löffel in langer Reihe. Die Stadt brauchte eine Verwaltung, die Dörfer Bürgermeister und die Kinder Lehrer. Das war keine Formsache. Menschen brauchten Zuversicht, Naziungeist mußte ausgeräumt werden. Junge Leute vor allem wollten unser Vertrauen und eine Aufgabe. Und in jeder Stunde hatten wir die proletarische Solidarität der Befreier. Jetzt geben wir sie jenen Völkern, die der Imperialismus schändete und die sich freigekämpft haben. Und auch jenen, die noch immer seiner Bedrohung ausgesetzt sind. Kaum jemand in unserem Volk, der nicht daran denkt und praktische Solidarität übt. Ich habe in diesen Ländern viele Bürger unseres Staates getroffen. Ihr Einsatz gleicht dem unseren von damals. Das alles hat seinen Ursprung in dem Mai vor 40 Jahren, in Brandenburg und anderswo.

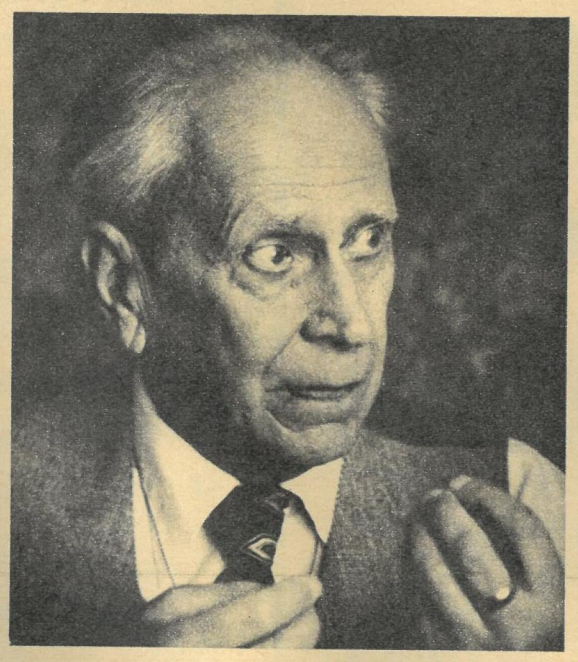
Kurt Seibt

Vorsitzender der Zentralen Revisionskommission der SED, Präsident des Solidaritätskomitees der DDR

Ich erlebte den Tag des Sieges in Nordfrankreich, in Nouelle sur Lance im Département Pas de Calais. Unser Dorf hatte nur eine Straße. Direkt daneben war während der deutschen Besetzung Frankreichs ein russisches Kriegsgefangenenlager errichtet worden. Die Russen mußten im Bergwerk die schwersten Arbeiten verrichten.

Dmitri Lichatschow

Kulturhistoriker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR



Von der Beendigung des Krieges erfuhr ich am Morgen des 9. Mai auf der Straße. Ich konnte dieses große Ereignis ablesen von den Gesichtern der Menschen, vom Verhalten der Vorübergehenden. Die einen lachten und umarmten einander, andere weinten einsam und still. Was anderes hätte solch eine Freude, solche Woge des Kummers auslösen können? Man weinte um jene, die gefallen, die vor Auszehrung in Leningrad gestorben waren, man trauerte um die, die das Wiedersehen mit ihren Nächsten nicht mehr erlebt hatten, die der Krieg als Krüppel entließ. Immerhin, sie lebten. Und über dem Kummer lag die Freude des Sieges. Auch ich selber – noch bevor ich die Zeitung in die Hand nahm – dachte an die vielen mir nahestehenden Menschen, die an der Front geblieben waren. Ich machte mir Sorgen um jene, von denen lange keine Nachricht gekommen war. An diesem Tag wollte ich gerne mit anderen Menschen zusammensein, hatte Lust zu reden. Eine Vielzahl von Gefühlen der verschiedensten Art beherrschten mich. Aber an eines erinnere ich mich genau: Ich hatte nie das Gefühl rachedürstigen Triumphes. Vierzig Jahre sind seither vergangen. Ich meine, die Bedeutung des Sieges kann man nur begreifen, wenn man in den Maßstäben der damaligen Zeit denkt. Wir müssen weiter forschen, müssen die historischen Auswirkungen des Sieges untersuchen, unser Wissen darüber weitergeben an die Jugend. 1945 war alles klar. Möglicherweise klarer als in den darauffolgenden Jahren. Denn so ist der Mensch nun einmal: Er verdrängt das Schlechte, möchte an böse Erlebnisse nicht mehr erinnert werden, die Zeit heilt alle Wunden. Nur diejenigen, die die ganze Bitternis der Niederlagen der ersten Jahre durchlebt hatten, den ganzen Schrecken der Leningrader Blockade, nur diejenigen wissen wirklich, wovon sie befreit worden waren, über welche Bestie sie gesiegt hatten. Wenn es uns gelingt, in allen Menschen der ganzen Welt das lebendige Gefühl der Schrekken des Krieges wachzuhalten, dann wird unsere Welt sicherer sein.

Wir sind eine junge, lebensfrohe Truppe, eine Lehrlings- und Jugendtaktstraße, und ich bin mit meinen 60 Jahren ihr „Alter". Wir bauen derzeit noch im Marzahner Osten. Im nächsten Jahr ziehen wir in Richtung Ahrensfelde weiter. Bei der Grundsteinlegung für Berlins jüngstes Wohngebiet in Hohenschönhausen durch Erich Honecker war in der eingemauerten Dokumentenkassette auch unser Wettbewerbsprogramm. In ihm steht, mit welchen Leistungen unser Kollektiv um den Ehrennamen Ernst Thälmann ringt. Zum 40. Jahrestag ziehen wir eine erste Bilanz. Anläßlich des Festtages wollen wir die 10 000. Wohnung seit Bestehen unserer Jugendtaktstraße übergeben. – Baubilanz zum Tag der Befreiung. Da gehen die Gedanken zurück. Den 8. Mai 1945 erlebte ich als Kriegsgefangener.

Wie ich den 8. Mai '45 erlebte

DER SIEG DER SOWJETUNION...
...unter der Führung der Partei Lenins, der KPdSU, bedeutete den Triumph des Humanismus, der Freiheit und der Menschenwürde über die Mächte des „Herrenmenschentums", des Rassismus, des Antisemitismus samt ihren furchtbaren Stätten der Vernichtung, den Zuchthäusern und Konzentrationslagern mit ihren Fallbeilen, Gaskammern und Krematorien.

Aus dem AUFRUF zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes

Die Sowjetarmee kehrt den faschistischen Unrat weg

Edita Pjecha

Sängerin, Volkskünstlerin der UdSSR

Meine Eltern hatten ein schweres Leben. Wir Kinder halfen ihnen, so gut wir konnten. Als ich drei Jahre alt war, starb mein Vater an Staublunge. Er war mit unserer Familie auf der Arbeitssuche von Polen nach Frankreich gekommen. Meine Mutter heiratete wieder. Stiefvater hat in der Résistance gegen die Faschisten gekämpft. Wie viele Franzosen. Auch meine Lehrerin. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie sie uns Kinder gegen Kriegsende im Bunker heimlich die Marseillaise gelehrt hatte. Dabei hat sie uns zugeraunt: „Bald kommt der Tag, wo wir sie ganz laut auf der Straße singen können!" Am Tag des Sieges sind wir Mädchen und Jungen tatsächlich auf die Straßen gelaufen und haben sie ganz laut gesungen. Mir schien, dieser Feiertag würde nie zu Ende gehen... Ich verstand nicht das Wort Sieg. Aber ich verstand schon sehr gut, was Freiheit bedeutet.

Jetzt, vierzig Jahre nach diesem historischen Ereignis, wird in Leningrad ein Konzert stattfinden, das dem Komponisten der Marseillaise gewidmet ist. Und mir hat man angetragen, sie zu singen! Das ist eine hohe Ehre für mich. Natürlich kommen die Erinnerungen an meine schwere Kindheit wieder.

Was der Sieg über den Faschismus bedeutet, habe ich mit ganzem Herzen erst sehr viel später verstanden. Heute nehmen in meinem Repertoire Lieder über die Tragödie des Krieges, über die Zukunft der Welt, über Menschlichkeit und Güte einen ehrenvollen Platz ein.

Heinz Ritter

Taktstraßenleiter im Wohnungsbaukombinat Berlin

Ich war gerade so alt, wie viele meiner jungen Kollegen heute, zwanzig. Ich hatte Jahre zuvor Maurer gelernt und wollte Häuser bauen. Doch mit dem Lehrabschluß erhielt ich den Gestellungsbefehl. Welch düstere Perspektive!

An jenem 8. Mai im französischen Gefangenenlager keimte erstmals wieder die Hoffnung, daß endlich Frieden werden kann. Und da schwor ich mir, alles zu tun, damit so ein Wahnsinn nie mehr geschehen kann, nie mehr! Und da war die Sorge um die Familie, die, wie ich später erfuhr, an dem gleichen Tag im April '45, da für mich mit der Gefangennahme der Krieg vorbei war, aus den Ruinen im zerschossenen Berlin kroch. Erniedrigt, ohne Hab und Gut, doch froh, überlebt zu haben. Leben, ja das Leben wollte ich nachholen. Die verlorenen Jahre, waren sie zurückzubringen?

Wieder an einem 8. Mai, 1948 war es, kam für mich pesönlich der Tag der Befreiung. Der Freude darüber folgte das Entsetzen über das Ausmaß der sinnlosen Zerstörung in Berlin. Sie überstieg alle meine Vorstellungen. Da mußt du etwas tun! Wo anfangen? Ich meldete mich im Pankower Rathaus. Dort wurde ich freudig empfangen: „Welch ein Segen! Alle Pankower Glokken müßte man läuten. Ein Maurer!" – So kam ich doch noch zu meinem Beruf. Zu bauen gab es genug. Seit 1981 leite ich nun diese Taktstraße. Eine Freude, mit den jungen Kollegen zu arbeiten, die eine sinnvolle gesicherte Perspektive haben, die mitwirken am größten Wohnungsbauprogramm unserer Geschichte.

Wilhelmine Schirmer-Pröscher

LDPD, Alterspräsidentin der Volkskammer der DDR

Zwei Weltkriege hatten mich zur Witwe gemacht. Nur Eugen, mein einziger Sohn, war mir geblieben. Er hatte Medizin studiert und arbeitete gegen Kriegsende als Internist in Magdeburg. Am 8. Januar 1945 legte ein amerikanischer Terrorangriff die Elbestadt in Schutt und Asche. Ich bangte um meinen Jungen, blieb fünf Wochen ohne Nachricht, dann machte ich mich von Berlin-Mariendorf aus auf den Weg. Ich fand Eugen gesund und unversehrt. Am 18. April rückten die Amerikaner in die zerstörte Stadt ein. Ich wollte zurück nach Berlin. Mit meinem Jungen. Wir machten uns auf den Weg. Ein amerikanischer Militärkonvoi fuhr an uns vorüber. Wir winkten. Der letzte Wagen hielt. Ein Offizier sagte: „Bitte, aber wir haben eine harte Ladung. Unter der Plane liegen Tellerminen für Tempelhof. Wenn Sie wollen, können Sie sich draufsetzen!“ Das war im Juli. Und der 8. Mai? Den hat man im zerstörten Magdeburg überhaupt nicht gespürt. Nur im Radio hatten wir gehört, daß die Faschisten bedingungslos kapitulierten. In Mariendorf waren, wie von den Alliierten ausgemacht, inzwischen die Amerikaner. Die Nachbarkinder, die mich Tante Minnie nannten, erzählten, daß vorher Sowjetsoldaten hier waren. Während die Großen noch voll Angst in den Kellern saßen, sahen die Kinder mit großen Augen die dampfenden Gulaschkanonen – und bekamen zu essen, bevor die Soldaten sich ihre Portion nahmen. Das hat mich tief beeindruckt. Wenn Sie mich heute fragen: Ich bin ein zufriedener, glücklicher, dankbarer und fröhlicher Mensch, denn das letzte Drittel meines Lebens war das schönste. Die ersten zwei Drittel erlebte ich im Kaiserrreich, in der Weimarer Republik und im Faschismus. In drei Regierungsformen, die grundverschieden waren. Dennoch war ihr oberstes Gesetz die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, eine Tatsache, die meiner humanistischen Gesinnung zutiefst widersprach. Nur im Sozialismus steht der Mensch im Mittelpunkt aller Dinge. Und aus diesem Grunde werde ich bis zum Ende meines Lebens für den Siegeszug des Sozialismus und die Erhaltung des Friedens kämpfen.

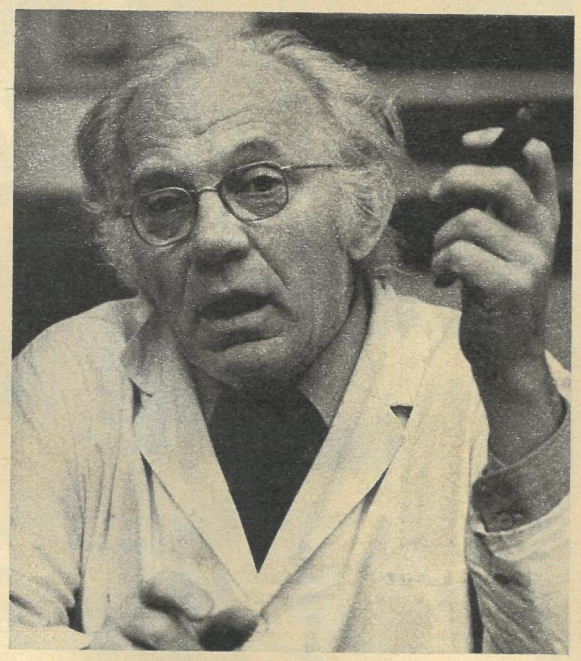
Arno Mohr

Grafiker, Professor an der Hochschule für bildende und angewandte Kunst, Berlin

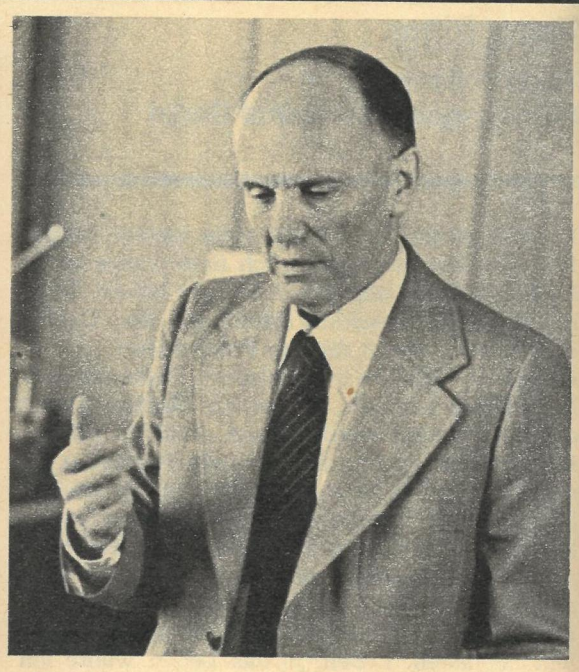
Der Übergang vom Krieg zum Frieden, das hieß, wieder Persönlichkeit zu werden. Darauf ist der Verkehr zwischen den Menschen doch angewiesen, wenn er ein wirklich menschlicher sein will. Das hieß, es mit Menschen zu tun zu haben, die einen anhören können, die man etwas fragen kann, die das sagen, was sie meinen. Das hieß auch, in die Heimat zurückzukehren, aus Gegenden und Ländern, in die man als Soldat nicht freiwillig gegangen war. Nach Hause, das war ein großes Wort. Es meinte vieles: meine Mutter, auch Gegenstände, mein Werkzeug, mein Reißbrett.

Berlin war zerstört. Ich habe eine Ausstellung gesehen mit Wilhelm Rudolphs Dresdner Trümmerbildern. Später habe ich mich gefragt: Warum hast du solche Bilder nicht von Berlin gemacht? Als ich nach Hause kam damals, habe ich das gesucht, was noch ganz war, was noch stand. Gesucht haben wir auch nach Nähe, nach dem Menschlichen. Wir haben unsere Fenster weit aufgemacht. Es ging nicht nur darum, sich wieder materiell einzurichten, es ging um die Qualität des Miteinander, darum, auch ein „geistiges Dach“ über dem Kopf zu haben.

Ich erinnere mich an den 1. Mai 1946. Ich hatte meine Frau kennengelernt, gemeinsam liefen wir durch die Straßen. Wir gingen die Prenzlauer Allee hinunter, und da prangte an der Litfaßsäule mein Plakat, der Arbeiter, der sich selbstbewußt die rote Mainelke ins Knopfloch steckt. Ich weiß, daß es viele noch heute kennen. Ich habe es ohne Auftrag gemacht, angeregt allein von meinen Erfahrungen und Erlebnissen und von der Möglichkeit, jetzt mit anderen gemeinsam Vernünftiges schaffen zu können. Ein bißchen eingetrocknete Temperafarbe hatte ich noch da und schwarze Kreide. Papier gab es nicht. Auf Bezugsschein konnte man Pappen als Ersatz für Fensterscheiben bekommen. Ich holte welche für meine drei kaputten Fenster, und der Mann da gab mir eine vierte: „Dann machen Sie mal 'n schönes Plakat!“ Das frisch gedruckte in den Händen, hat es sogar Spaß gemacht, beim Kleben zu helfen. Als ich den Arbeiter mit der Mainelke zeichnete, habe ich an die von mir sehr verehrte Käthe Kollwitz gedacht, an ihr Plaket „Nie wieder Krieg!“ Zu solchen Arbeiten braucht man immer zuerst den eigenen, inneren Auftrag.



Am Tage des Sieges war ich an der Leningrader Front und beteiligte mich an der Kurlandoperation. Ich war damals Offizier der 7. Abteilung der Politischen Verwaltung. Zum Ende des Krieges aktivierten wir unseren Kampf unter den deutschen Truppen. Wir versuchten, sie zu überreden, die Waffen wegzuwerfen. Wir erläuterten die Wahrheit über den Krieg, entlarvten die Hitler-Propaganda und wiesen den



Von dem großen Sieg erfuhr ich im heimatlichen Kiew. Ein Jahr zuvor war das Institut für Elektroschweißen aus dem Ural, wohin es während der schweren Kriegsjahre evakuiert war, in die befreite Hauptstadt zurückgekehrt.

Ich war unendlich glücklich und stolz auf meine Heimat, auf unser sowjetisches Volk, das den Sieg errungen hatte im Kampf auf Leben und Tod gegen den deutschen Faschismus. Aber auch ganz persönlich freute ich mich, da das Institut für Elektroschweißen der Akademie der Wissenschaften der Ukraine, geführt von meinem Vater Jewgeni Oskarowitsch, seinen Beitrag zu diesem Sieg geleistet hatte. Uns war in ungewöhnlich kurzer Zeit gelungen, ein Verfahren zum automatischen Schweißen von Panzerchassis und anderen Waffen zu entwickeln und

Soldaten der faschistischen Armee den Ausweg aus dem verbrecherischen Abenteuer der Nazis. Wir sowjetischen Offiziere arbeiteten eng mit den Frontbevollmächtigten des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ zusammen. Unsere Beziehungen zeichneten sich durch Aufrichtigkeit und Offenheit aus, durch gegenseitiges Verständnis und schöpferische Zusammenarbeit.

Am 9. Mai vor vierzig Jahren, ich weiß es wie heute, ging ich von der vordersten Frontlinie in den Stab. Plötzlich war der Himmel erleuchtet. Soldaten begannen in die Luft zu schießen. Ich hatte sofort begriffen: Sie mußten die Mitteilung über den Sieg erhalten haben.

Meine Gefühle waren gemischt. Einerseits empfand ich Freude und Stolz auf unser Land und unsere Armee. Auch ein Gefühl der erfüllten Pflicht. Andererseits mußte ich an unsere schweren Verluste denken, an die Opfer der neunhundert Tage Blockade. Meine ersten Gefühle waren sehr persönlich. Später dann dachte ich darüber nach, welche historische Entwicklung wohl vor dem deutschen Volk stand. Da ich direkt mit Deutschen gearbeitet hatte, sie gut kannte, waren meine Gedanken an die deutsche Zukunft ohne Rachegefühle. Klar war, daß vor dem deutschen Volk ein steiniger, aber entscheidender Weg lag. Eine große Möglichkeit, aus der Geschichte die richtigen Lehren zu ziehen.

Der Sieg über die Nazibarbarei war für mich das gesetzmäßige Resultat unseres gemeinsam mit deutschen Antifaschisten geführten Kampfes.

Juri Wassiljewitsch Bassistow

Oberst a.D., Professor, Vorsitzender der Leningrader Abteilung der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR

Boris Jewgenjewitsch Paton

Präsident der Akademie der Wissenschaften der Ukraine

in die Produktion überzuführen. Ich werde den Tag des Sieges nie vergessen. Gemeinsam mit allen Kiewern frohlockten wir. In den Straßen kam es zu Freudendemonstrationen, zu Gesang und Tanz. Und wir alle, grenzenlos glücklich, nahmen daran teil. In den ersten Tagen herrschte begreiflicherweise nur Jubel. Doch dann rief die Arbeit. Die durch den Krieg zerstörte Wirtschaft mußte wiederaufgebaut werden, und auch das Institut wurde im Grunde neu gegründet.

Die historische Bedeutung des Sieges habe ich, damals ein junger Mensch, erst später richtig begriffen. Je weiter dieses grandiose Ereignis in die Vergangenheit rückt, um so besser versteht man seine Größe. Hätte es vor vierzig Jahren den Sieg über den Faschismus nicht gegeben, es wäre kein Frieden in der Welt. Die Menschheit ist allein schon durch ihre Existenz jenem großen Sieg verpflichtet. Und das ruft uns alle auf zum unermüdlichen Kampf für den Frieden, für das Glück der Menschen in unserer stürmischen, ruhelosen Zeit.

Redaktion: Bernd Siegmund; Fotos: J. Chaldej (2), A. Strischkow, D. Christel (3), S. Bergschnikow, V. Gende-Rote, TASS/J. Mossenshnik, H. Fiebig, D. Andree, G. Bersch, D. Steinberg, K. Hurrelmann, W. Gregor

Wie ich den 8. Mai ’45 erlebte

Nie vergessen wir, welche Opfer Sieg und Befreiung gekostet haben. Auf das Blutkonto der deutschen Faschisten kommen nahezu 50 Millionen Menschen. Zu ihnen zählen 20 Millionen Sowjetbürger, über 6 Millionen Polen, 1 700 000 Jugoslawen, 600 000 Franzosen, 400 000 Amerikaner, 375 000 Briten. Vom deutschen Volk forderte der faschistische Krieg mehr als 6 Millionen Menschen. Das Vermächtnis der Toten ist uns Mahnung und Verpflichtung.

Aus dem AUFRUF zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes.

Arno Mohr: „Junges Paar am Denkmal der trauernden Mutter…“, 1974

Anna Wladimirowna Nikulina

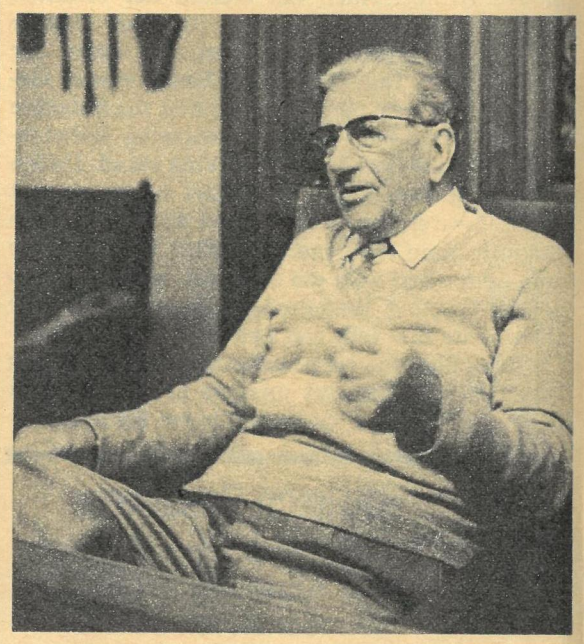
Major a. D., Veteranin, ehemalige Politarbeiterin der sowjetischen Armee

Der Tag des Sieges war für mich keine Überraschung. Ich war den ganzen Krieg über dabei. Auch in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai bei den großen Kämpfen um die Reichskanzlei. Am Morgen des 2. Mai erhielt ich mit anderen Genossen die ehrenvolle Aufgabe, die Fahne des Sieges auf der ehemaligen Reichskanzlei zu hissen. Für mich war das eine besondere Freude, denn ich hatte nie, selbst in der schwersten Zeit nicht, an unserem Sieg gezweifelt. Natürlich waren wir alle glücklich und froh. Doch auf mich wartete eine doppelte Freude. Am 8. Mai erhielt ich als Instrukteur des Politischen Korps den Auftrag, nach Moskau zu fahren, um an der Siegesparade teilzunehmen. Und dort traf ich meinen Sohn wieder, von dem ich die ganze Kriegszeit über nichts gehört hatte. Fast einen Monat lang bereiteten wir uns auf die Siegesparade vor. Ich nutzte die Zeit, um etwas über Wolodja in Erfahrung zu bringen. Er war bei der Marine, und so fragte ich eines Tages einen Kapitän, ob an der Parade nicht auch Kursanten der Marineschulen teilnähmen. Er bejahte. Ich fragte ihn bangen Herzens, ob nicht zufällig auch ein Wladimir Winogradow dabei wäre... Der Kapitän nahm irgendwelche Listen, schaute hinein und sagte: „Warten Sie einen Augenblick auf mich." Dieser Augenblick kam mir ewig vor. Ich verlor mich in Vermutungen. Voller Unruhe lief ich im Zimmer von einer Ecke in die andere. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Kapitän führte einen erwachsenen Kursanten herein. Vor Überraschung war ich sprachlos. „Wolodja, Söhnchen!" Ich dachte, mir zerspringt das Herz vor Freude. Wladimir war größer als ich, hochaufgeschossen, schlank, ein erwachsener Mann. Wir umarmten uns... Der Kapitän verließ das Zimmer. Ich verstand ihn. Und mein Sohn wiederholte nur: „Na, du mußt doch nicht weinen, Mama. Das ist doch nicht nötig..."

Diesen Tag werde ich nie vergessen. Das war für mich das Ende des Krieges, der Beginn des Friedens.

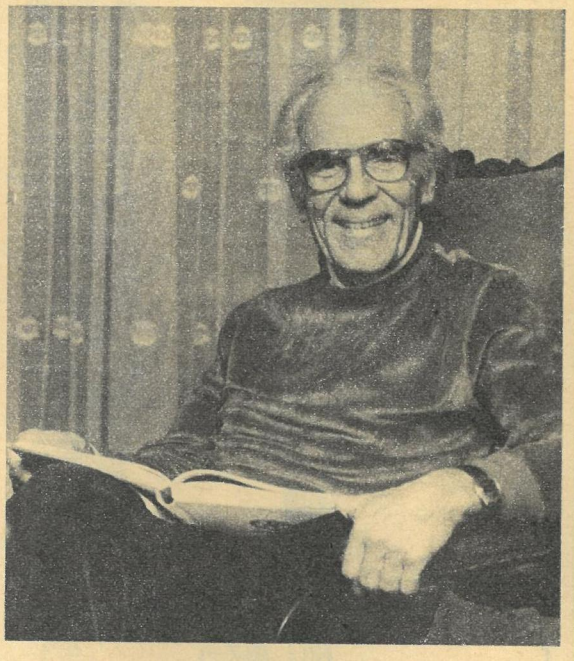
In meinem Leben gab es sehr viel traurige und sehr viel erfreuliche Minuten. Diese waren die besten.

Natürlich erinnere ich mich genau an den 8. Mai 1945. Doch wo soll ich anfangen zu erzählen? Dieser Tag ist ja nicht nur ein Datum. Für mich ist er die Wiedergeburt nach der schrecklichen Nacht des Faschismus. Am 25. März 1933 wurde ich von den Faschisten verhaftet. Sachsenhausen, Dreibergen, Dachau... Diese grausigen Namen sind Stationen meines Weges zum 8. Mai. Noch am 7. April 1945 wurde ich nach Lochau am Bodensee in Österreich verschleppt. In ein Außenlager des Konzentrationslagers Dachau. Dort wurde ich am 27. April befreit. Und dort hörte ich auch vom Sieg der sowjetischen Armee über den Faschismus. Was für ein Tag! Wir haben am Abend ganz groß gefeiert. Das taten auch die Franzosen, die als Besat-



D. Dr. Albrecht Schönherr

Bischof i. R.



Der 8. Mai ist für mich als Christ ein Tag der Besinnung. In diesem Jahr wie in den Jahrzehnten zuvor. Die Kapitulation Hitlerdeutschlands, zu dem wir als Mitglieder der Bekennenden Kirche in Opposition standen, war für uns ein lang erwarteter Termin im Sinne Dietrich Bonhoeffers: Ich bete für die Niederlage meines Landes, denn ich glaube, daß das die einzige Möglichkeit ist, die menschenverachtende und mordende Tyrannei zu beseitigen.

Mir selbst rettete wahrscheinlich eine Verwundung das Leben. Vom Sieg der Antihitlerkoalition erfuhr ich in Italien, im Lazarett in Meran.

Wir waren mit der Überzeugung aus dem Krieg gekommen, daß eine Zukunft in Frieden nur im Zusammenwirken aller Völker erreicht werden kann. Das Stuttgarter Bekenntnis der evangelischen Kirchen Deutschlands mahnte 1945 eindringlich, Folgerungen aus zwei Weltkriegen zu ziehen und die Ursachen zu benennen.

Mir ist es wichtig, daß der 8. Mai richtig zu stehen kommt. Man darf nicht verleugnen, daß das Kriegsende Befreiung bedeutete. Nur diejenigen, die die Augen und die Ohren gegenüber Terror und Völkermord verschlossen haben und noch heute verschließen, können lediglich von Niederlage oder Katastrophe reden. Sie ignorieren das unendliche Leid, das deutsche Menschen anderen Völkern angetan haben. Meine mehrmaligen Reisen in ökumenischer Mission nach Polen und in die Sowjetunion haben mich darin bestärkt, der jungen Generation weiterzusagen, was Faschismus und Krieg bedeuten. Wir Christen sehen die starke Verpflichtung, die wir alle heute für die Erhaltung der Welt haben. Nach meiner Überzeugung ist der unpolitische Christ eine gefährliche Illusion, eine Flucht aus der Verantwortung. Politische Abstinenz ist auch eine politische Entscheidung. Wenn es um eine gerechtere, friedlichere und freundlichere Welt geht und wenn wir wissen, daß daran mitzuwirken Gottes Wille ist, dann hat für uns die gemeinsame Aufgabe Vorrang vor den Grenzen der Ideologie. Ich unterstütze voll die von Erich Honecker formulierte geschichtliche Erkenntnis, daß von deutschem Boden nie wieder ein Krieg ausgehen darf. Auch für Christen ist Frieden kein Geschenk, sind Kriege kein Naturgesetz. Frieden braucht das Handeln aller.

Von allen Monaten ist mir der Mai der liebste. Ganz einfach, weil dann die Zeit gekommen ist, daß wir Landleute dem Frost die Finger aufbiegen, mit denen er unsere Äcker umklammert. Dann möchte ich mit meinen 66 Jahren wie ein Junge übers Feld rennen. Schön, wenn meine Stiefel verkrusten von feuchter, fruchtbarer Erde...

Und kein Mai kommt, ohne daß Erinnerungen wach werden an 1945. Mir scheint, daß das, was damals geschah, alljährlich im Frühling beim neuen Werden der Natur sein Gleichnis findet.

Ich bin ein einfacher kasachischer Mensch. Mein Großvater war noch Leibeigener eines Bei. Und doch kam ich Tausende Kilometer herum auf unserem Erdball, habe ich ferne Länder gesehen. Wie schwer aber war jeder Meter dieses Weges,

zungsmacht in Lochau saßen. Ich hatte mir eine Flasche Wein gekauft und sie gemeinsam mit den französischen Soldaten ausgetrunken. Ein Bild werde ich nie vergessen. Auf der anderen Seite des Bodensees liegt die Schweiz. Die ganze Schweiz war taghell erleuchtet durch ein riesiges Freudenfeuerwerk. Das war der 8. Mai. Danach begann sofort der Alltag des Klassenkampfs. Denn ich wollte möglichst schnell nach Hause, zurück nach Mecklenburg. Doch man wollte mich nicht ziehen lassen, schließlich saßen in meiner Heimat die Russen. Erst nach längerem Tauziehen bekam ich von der französischen Besatzungsmacht meinen Passierschein. Endlich brach ich auf zum langen Marsch in die Heimat. Durch ein völlig zerstörtes Deutschland. Es war nicht wiederzuerkennen. Chemnitz, Dresden, Berlin... Die Bilder haben sich mir eingebrannt. Ich dachte damals, fünfzig Jahre und mehr würde es dauern, um all das wieder aufzubauen. Ich will eines sagen: Der 8. Mai 1945 und der 7. Oktober 1949, der Gründungstag unserer Republik, diese beiden Daten gehören für mich zusammen. An ihnen gingen all meine Träume in Erfüllung. Der erste Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden, fest an der Seite der Sowjetunion, ein friedliebendes, starkes und geachtetes Land in der Welt... Die Kämpfe, die persönlichen Opfer, sie haben sich gelohnt. Nichts war umsonst, und nichts darf vergessen werden. Nicht die Opfer, nicht der Kampf.

Bernhard Quandt

Mitglied des ZK der SED und des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik

Kuanysch Bylkilow

Feldbaubrigadier im Sowchos „Tschernigowski", Gebiet Karaganda, Kasachische SSR

bis zum 9. Mai 1945. Sieben Jahre meiner Jugend mußte ich Soldat sein. Hatte mich freiwillig gemeldet, um zu helfen, die Faschisten zu vernichten. Welch Glück wäre es gewesen, hätten wir jungen Leute von damals die Berufe ergreifen können, von denen wir träumten. Häuser bauen, mächtige Fabriken, Felder bestellen... Aber wir mußten zu den Waffen greifen. Als Panzersoldat habe ich an Fronten des Großen Vaterländischen Krieges gekämpft, deren Oberkommandierende heute in den Geschichtsbüchern genannt sind: Tolbuchin, Rokossowski, Shukow, Watutin. Als wir am 9. Mai den Siegessalut schossen, dachten wir an unsere Altersgenossen, deren Leben viel zu früh zu Ende gegangen war, damit das Leben weiterging.

Jahr für Jahr bringt nun der Mai für uns Bauern des Kasachstaner Neulands eine entscheidende Schlacht im immer wiederkehrenden Kampf ums Brot: die Frühjahrsbestellung. Im Winter haben wir durch künstliche Wälle auf unseren Feldern die Gewalt der Stürme gebrochen, damit sie den Schnee fallenließen. Die Stoppeln des Vorjahresgetreides blieben stehen, hielten zusätzlich Schnee fest. Denn ohne Schmelzwasser geht bei uns keine Saat auf. Oft dauert es bis in den Juni, bis der erste Regen fällt. Da müssen wir manches ersinnen, um dem Getreide ein behagliches Bett zu bereiten. Nicht alles gelingt uns. Der arbeitende Mensch muß sich immer wieder selbst erproben. Unser Dorf Algabass soll der Ort sein und bleiben, an dem wir glücklich sind. Friedlich muß die Zukunft sein.

Wie ich den 8. Mai '45 erlebte

FREIE WELT-Leseraktion

Schreiben Sie uns, liebe Leser, wir erwarten Ihre Briefe, um im nächsten Heft mit der Veröffentlichung beginnen zu können. FREIE WELT verlost unter den Teilnehmern an der großen Leseraussprache 20 Reisen in die Sowjetunion.
Schreiben Sie an folgende Anschrift:
Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29.
Einsendeschluß: 24.5. 1985. Die 20 glücklichen Teilnehmer an der Reise in die Sowjetunion veröffentlichen wir in Heft 13/85.

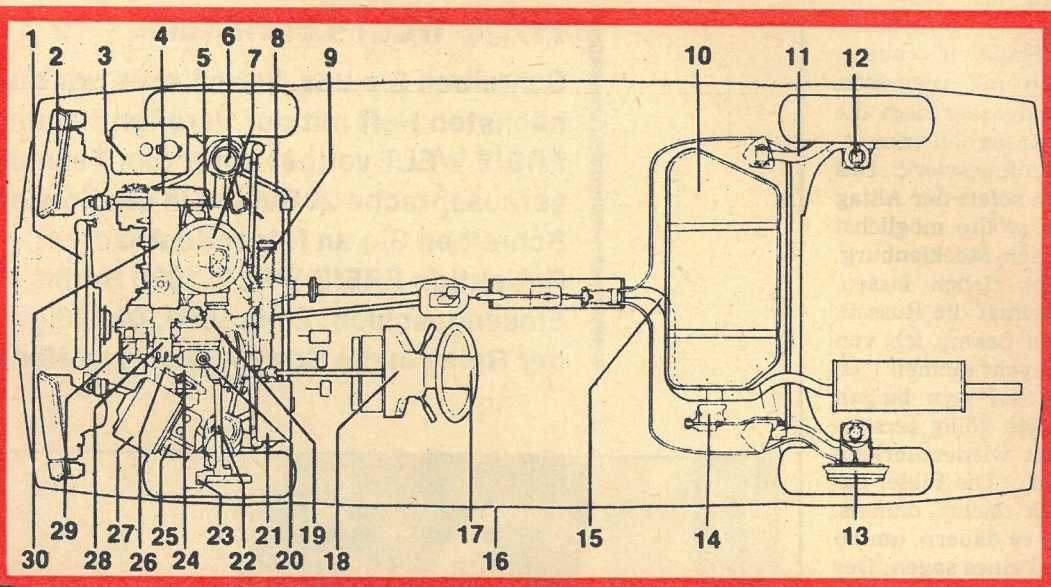
Heimkehr der Sieger auf dem Belorussischen Bahnhof

Weitere Details vom

WAS 2108

(siehe auch FREIE WELT-Ausgaben 1 und 4/85)

Die sowjetische Autofachzeitschrift „Sa rulJom" veröffentlichte eine Röntgenzeichnung des neuen Basismodells WAS 2108 aus Togliatti (unten), dessen Serienproduktion in diesem Jahr anläuft. Die bisherigen Typen mit traditionellem Heckantrieb sollen in den Ausführungen WAS 2105 und 2107 parallel dazu weiterhin voll im Programm bleiben. Demnächst wird eine neue Kombiausführung mit der Bezeichnung WAS 2104 die Nachfolge des WAS 2102 antreten. Nachfolgend vom WAS 2108 die



Baugruppen

(Zeichnung oben)

1 – Kühler aus Aluminiumlegierung, mit horizontaler Strömung des Kühlmittels

2 – Scheinwerferblock, dessen Stellung bei einem Teil der Fahrzeuge hydraulisch reguliert werden kann

3 – Flüssigkeitsbehälter für die Frontscheibenwaschanlage

4 – Antriebsbaugruppe für die Nockenwelle und Wasserpumpe, mit Zahnriemen

5 – Ölfilter

6 – Stab und Feder der Vorderradaufhängung, Typ McPherson

7 – trockener Luftfilter

8 – Torsionsstabilisator für die Querstabilität

9 – Zahnstangen-Lenkgetriebe

10 – Kraftstoffbehälter, unter den Hintersitzen angebracht, Fassungsvermögen 45 Liter

11 – Hinterradaufhängung, mit Längshebeln, die durch eine elastische Querstange miteinander verbunden sind

12 – Stab und Feder der Hinterradaufhängung

13 – selbstregulierende Bremstrommeln der Hinterräder

14 – Bremskraftregler

15 – Auspuffsystem mit zwei Schalldämpfern

16 – Tragende Karosserie mit Fließheck

17 – Sicherheitslenksäule

18 – Steuerblock für Scheibenwischer, Waschanlage, Lichtschalter

19 – Hauptantrieb

20 – Hauptbremszylinder und Vakuum-Bremskraftverstärker

21 – Relais- und Sicherungsblock

22 – linke (kurze) Halbachse für den Antrieb der Vorderräder

23 – schwimmend gelagerter Bremssattel der Scheibenbremse

24 – vier- oder fünfstufiges Wechselgetriebe

25 – Ausgleichsgefäß des Kühlsystems

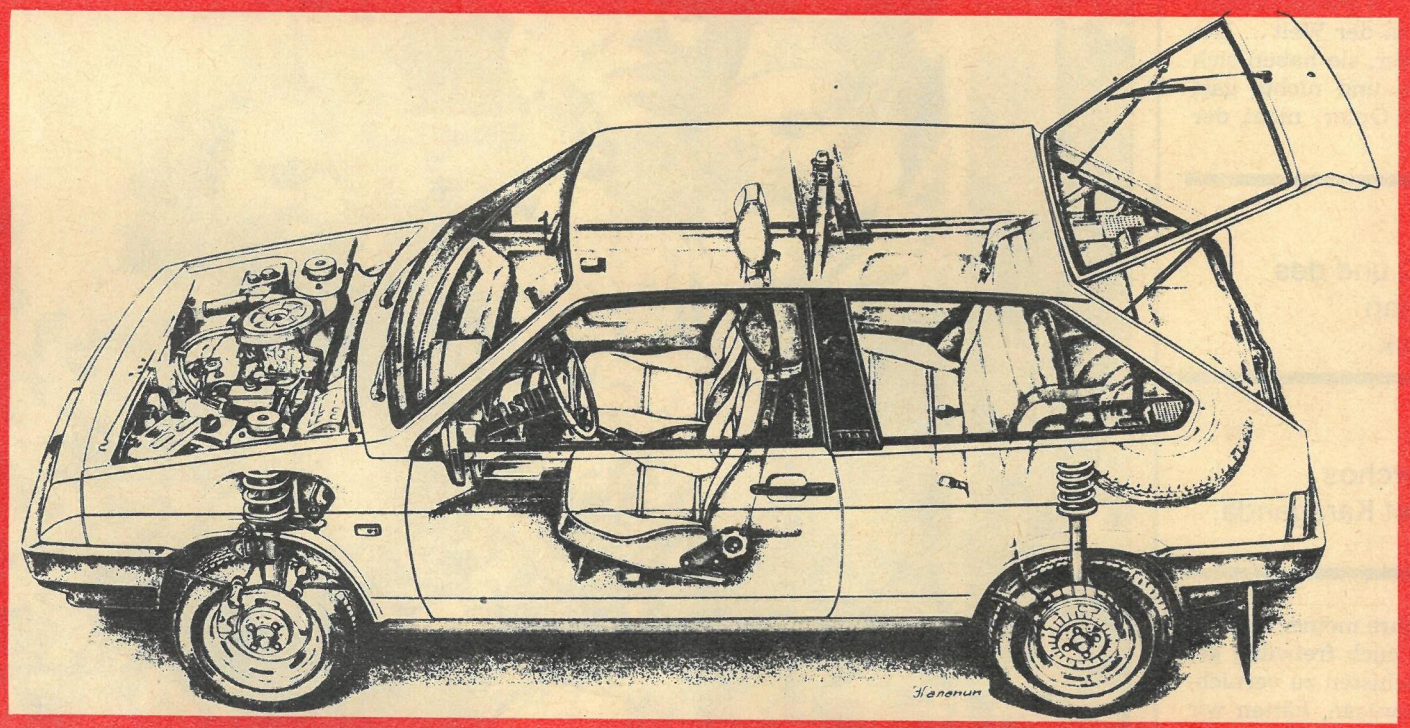
26 – Seilzug für die Kupplungsbetätigung

27 – Batterie

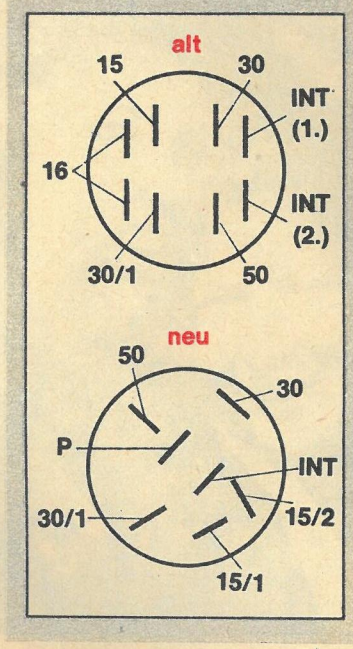
28 – Verteiler des elektronischen Zündsystems

29 – Starter mit Kollektor

30 – Motor



LADA-Zündschlösser



Bis zur Produktionsaufnahme des WAS 2105 im Jahre 1980 wurden alle LADA-Modelle mit einem einheitlichen Zündschloß-Typ ausgerüstet, der übrigens bei allen sowjetischen PKW zum Einsatz kam (Ersatzteil-Nr. 2101–370 4000–10). Für den 2105 wurde ein neues Zündschloß entwickelt (Ersatzteil-Nr. 2105–370 4010), das aufgrund des beibehaltenen Gehäuses und Schlosses der alten Ausführung ähnelt. Ein völlig neuer Einsatz aber soll die Funktionssicherheit und Haltbarkeit erhöhen. Die unterschiedlichen Anschlüsse sind in der Zeichnung dargestellt. Bei einem notwendigen Ersatzteil-Austausch bestehen folgende Möglichkeiten:

– das neue Zündschloß oder nur dessen Einsatz in alle bisherigen LADA-Modelle sowie

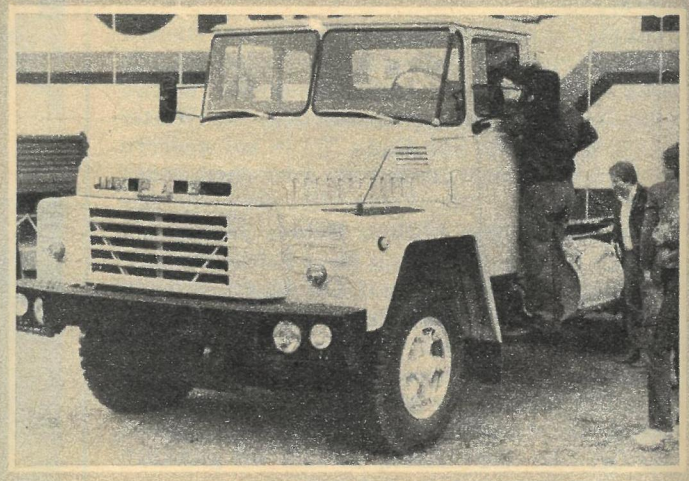
– das alte Zündschloß oder nur dessen Einsatz in den LADA 2105 oder andere Modelle der Neuproduktion mit neuem Zündschloß einzubauen.

Klemmenbezeichnungen alter und neuer Ausführung (siehe unten):

Klemmenbezeichnung alt	Klemmenbezeichnung neu	Kabelfarbe alt	Kabelfarbe neu
30	30	rosa	rosa
INT (1.)	INT	schwarz	schwarz
50	50	rot	rot
30/1	30/1	braun	braun
15	15/1	blau/schwarz	blau/schwarz
INT (2)	15/2	–	blau
16	P	–	–

KrAS–250

Im Zeitalter der Frontlenker-LKW fällt ein neues Baumuster mit vorgebauter Motorhaube besonders auf – noch dazu, wenn Bugpartie und Fahrerhaus so robust und rustikal geformt sind, wie beim sowjetischen KrAS–250 (Foto unten). Mit diesem Typ produziert das Krementschuger Automobilwerk ein Fahrgestell speziell zur Komplettierung mit Sonderaufbauten – vom Transportbetonmischer bis zum Autokran. Der LKW wird über eine doppelte Hinterachse angetrieben.



Dacia

mit neuem Gesicht

Vor fünfzehn Jahren nahm das Automobilwerk in Pitesti-Colibasi (SR Rumänien) die Serienproduktion des Dacia auf. Während anfangs am Band lediglich aus Frankreich importierte Baugruppen montiert wurden, erfolgte nach und nach die Kapazitätserweiterung. Somit konnte die Eigenproduktion von Karosserieteilen, Wechselgetrieben, Motoren sowie weiterer kleiner Baugruppen aufgenommen werden. Inzwischen fertigt man in Zusammenarbeit mit über 80 rumänischen Zulieferbetrieben alle Teile im eigenen Land. Beträchtliche Stückzahlsteigerungen ermöglichen nunmehr eine Jahresproduktion von 100 000 Fahrzeugen. Noch im laufenden Planzeitraum soll der jährliche Ausstoß auf 160 000 PKW erhöht werden.

Neben dem in Renault-Lizenz hergestellten Dacia 1300 gibt es seit 1981 den in Details weiterentwickelten Dacia 1310, der seit 1983 auch in die DDR exportiert wird.

Neu im Dacia-Programm ist eine Kombi-Variante auf der Basis des Dacia 1310. Als Top-Modell gilt ein zweitüriges Sportcoupé mit Breitscheinwerfern, integrierten Plaststoßfängern und dem leistungsstärkeren 1,4-l-Motor – allerdings gibt es hiervon bislang nur Prototypen.

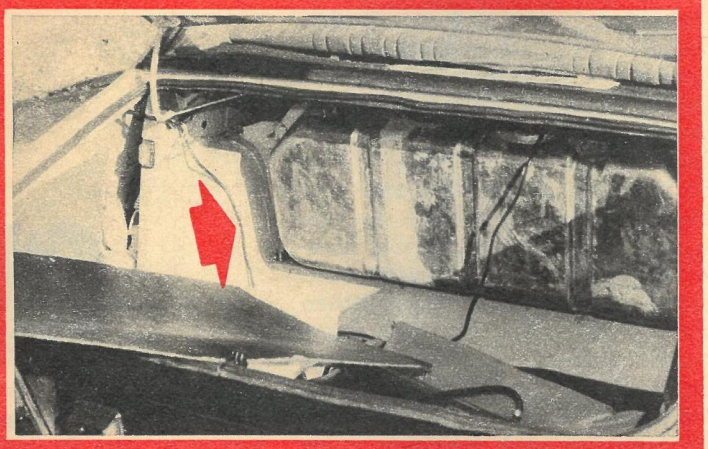
Auch die Limousinen-Ausführung wird ab Mitte 1985 in verschiedenen Modellvarianten hergestellt.

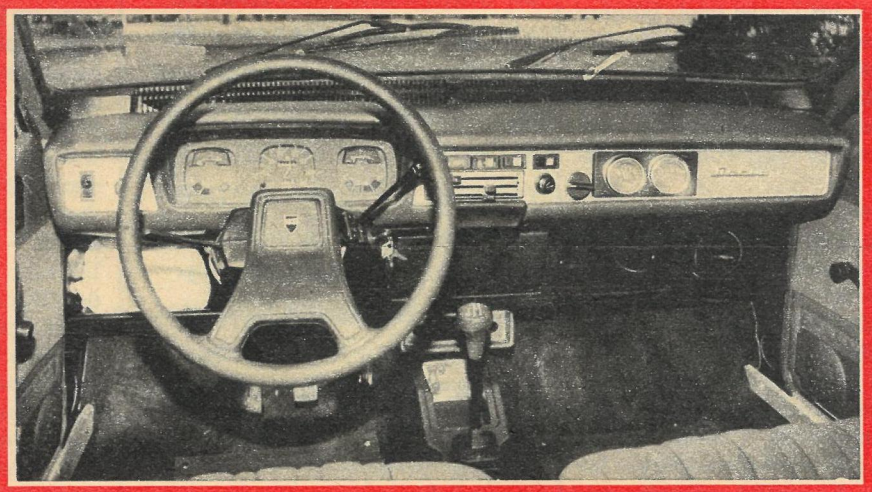
Komfortable Ausstattung und ein sogenanntes Softface (schwarzer Plastkühlergrill) kennzeichnen den Dacia TL. Kleine technische Verbesserungen wie verstärkte Kurbelwellenhauptlager, günstigere Kühlerbefestigung und Absicherung der E-Anlage mit zehn statt bisher vier Sicherungen sind erfreulicherweise somit in Serie gegangen.

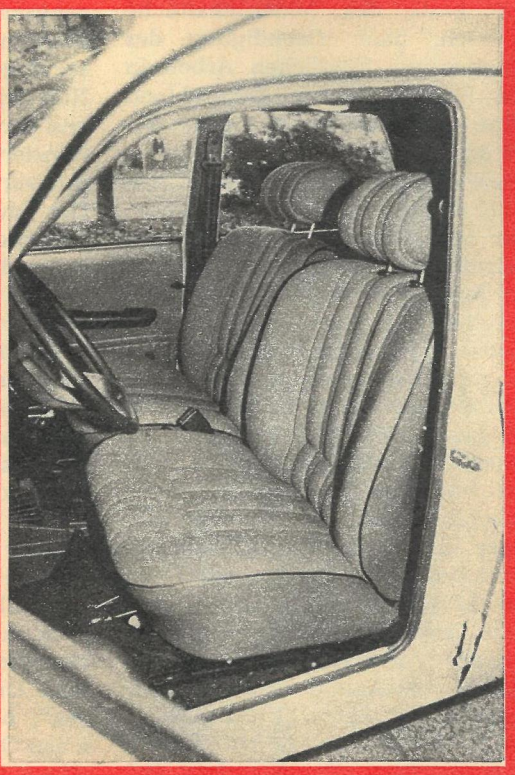
Das Modell TLE, mit einem 1,4-l-Motor ausgerüstet, zeichnet sich durch ein Zweispeichenlenkrad mit dickem, griffgünstigem Kranz, neue Türverkleidungen und einen Teppichbelag im Fahrgast- und Gepäckraum aus. Ein neuer Vergaser und ein Fünfgang-Getriebe sorgen für eine spürbare Kraftstoffeinsparung.

Für künftige Entwicklungsetappen sind Änderungen an der Karosserie, eine Verringerung der Gesamtlänge um 30 cm sowie der Einsatz einer elektronischen Zündanlage vorgesehen. Auch ein Dieselmotor mit 1,6-l-Hubraum ist in Vorbereitung.

Holger Ippen







Dacia TLE, das derzeitige Spitzenmodell aus Pitesti-Colibasi (Fotos): komfortable Sitze mit guter Seitenführung und integrierten Kopfstützen (rechts); zusätzliche Instrumente im Armaturenbrett (oben Mitte), Öldruck- und Kühlmitteltemperatur-Anzeigen. Mit der Unterbringung des 60-Liter-Tanks über der Hinterachse wird eine wichtige ECE-Forderung erfüllt (oben rechts, Pfeil).

LETZTE FRIST

Am 30. April 1985 läuft die Frist für die Erlangung des Nachweises über die erste turnusmäßige Motorüberprüfung ab. Es sei daran erinnert, daß an jedem Kraftfahrzeug jährlich eine turnusmäßige Motorüberprüfung (Vergaser, Zündung, Ventile, Ansaug- und Abgasanlage) durch eine autorisierte Werkstatt gesetzlich vorgeschrieben ist. Der Termin des Abschlusses der erstmaligen Überprüfungsrunde war zunächst auf den 30. April 1984 festgelegt und wurde dann vom Ministerium für Allgemeinen Maschinen-, Landmaschinen- und Fahrzeugbau um ein Jahr verlängert.

Da die turnusmäßige Kontrolle ohne besondere Aufforderung durchzuführen ist, gilt es, jedes Jahr erneut daran zu denken. Deshalb und auch aus Kostengründen ist es ratsam, diese Motorüberprüfung im Rahmen der meist jährlich anfallenden Fahrzeugdurchsicht mit in Auftrag zu geben. Die entsprechende Nachweiskarte ist als Einlage zum Kfz-Zulassungsschein stets mitzuführen.

Schaut der Mond schon durch die Zweige
auf die Zecher der Tavernen,
trink' dein Glas noch bis zur Neige,
laß dein Auto unter Sternen
in der Obhut der Laternen.

PS-Nachrichten

ZAHNRIEMENKONTROLLE

Der Zahnriemenantrieb der Nockenwelle des LADA 2105 ist durch einen Plastdeckel abgeschirmt, der zur Kontrolle der Riemenspannung entfernt werden muß. Dabei bereitet das Herausdrehen des links neben dem Kühler sitzenden Bolzens größte Schwierigkeiten. Diese lassen sich vermeiden, wenn das zugehörige Langloch im Plastdeckel so ausgearbeitet wird, daß es nach unten hin geöffnet ist. Der Deckel kann dann bei nur etwas gelöstem Bolzen nach oben abgezogen werden.

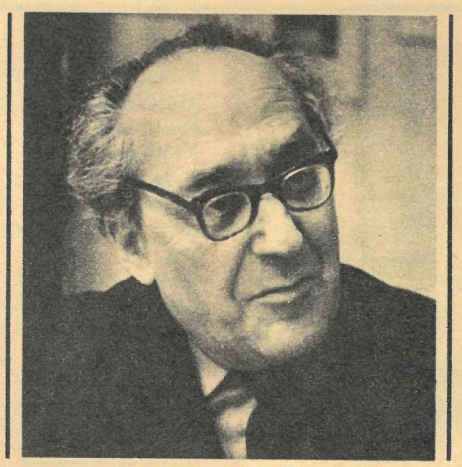
★

ŠKODA-NEUHEITEN

Nach Mitteilung tschechoslowakischer Fachzeitschriften erfuhren die Motoren der Škoda-Modellreihe 105/120 eine Leistungskorrektur. Der Motor mit 1046 cm³ Hubraum der Modelle 105 leistet bei einer Verdichtung von 8,5:1 nunmehr 33,1 kW (45 PS) bei 4800 U/min. Der 1174 cm³-Motor des Typs 120 L gibt jetzt bei einer Verdichtung von 8,5:1 und 5000 U/min eine Nennleistung von 36,7 kW (50 PS) ab. Die Leistung der Modelle 120 LS und GLS wurde bei einer Verdichtung von 9,5:1 und 5000 U/min auf 40,5 kW (55 PS) reduziert. Leistungsstärkstes Modell ist der neue Škoda S 130, dessen Motor mit 1289 cm³ eine Nennleistung von 46 kW (62 PS) erreicht.

Fotos: Holger Ippen, Siegfried H. Karbaum, Siegfried Steinach;
Zeichnungen: „Sa ruljom", Martin Kotsch;
Redaktion: Norbert Kaiser

Auch im Frühling: Spurtreu mobile auf den Geraden und in den Kurven!



Aktion „GRUPPE AUGUSTIN"

In einem im Dezember 1941 von 158 Kriegsgefangenen unterzeichneten „Appell an das deutsche Volk" wurden die Ergebnisse ihrer qualvollen Überlegungen bekundet: Nicht die UdSSR ist der Feind Deutschlands, der Feind steht (wie schon Karl Liebknecht erklärt hatte) im eigenen Lande, dieser Feind ist Hitler und das Naziregime; erst nach dem Sturz des Hitlerregimes können der ungerechte Eroberungskrieg beendet und ein freies und unabhängiges Deutschland geschaffen werden. Dieser Aufruf ging durch alle Lager und fand lebhaften Widerhall. Aufrufe aus anderen Lagern folgten, Menschen verschiedener sozialer Herkunft und mit unterschiedlichen Ansichten – Arbeiter und Angestellte, Bauern und kleine Unternehmer, Studenten und Lehrer, Soldaten und Offiziere, Katholiken, Protestanten und Atheisten – sie alle einte der leidenschaftliche Wunsch, nach Beendigung des Krieges zur friedlichen Arbeit in die Heimat, in ein Deutschland ohne Hitler und seine Clique zurückzukehren.

Viele kriegsgefangene Antifaschisten waren auch bereit, unmittelbar zur Beendigung des Krieges beizutragen. So wurde Anfang 1943 ein Einsatz bei Welikije Luki durchgeführt, um einen eingekesselten deutschen Truppenteil zur Einstellung des Widerstandes und zur Kapitulation zu bewegen, bei der den Eingeschlossenen Leben und humane Behandlung garantiert worden war. Dieser schwierige und heroische Einsatz, der trotz sehr widriger Umstände letztlich doch ein bedeutender Erfolg war, zeugte von den Möglichkeiten aktiven Einwirkens antifaschistischer Gruppen. An der Vorbereitung und Durchführung der Aktion waren die Antifaschisten – deutsche Soldaten – Franz Gold und Heinz Keßler (Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Politischen Hauptverwaltung der Nationalen Volksarmee) und der Offizier Fritz Augustin beteiligt.

Da bekannt war, daß Oberstleutnant von Sass den Bunker nicht verlassen würde, boten sich zwei Varianten an ...

Dabei erinnere ich mich an ein Beispiel, das die ideologische Reife kriegsgefangener Antifaschisten bereits vor der Stalingrader Schlacht charakterisiert: Eben dieser Fritz Augustin, ein Flieger, der einst den nazistischen Studentenbund im Rheinland geleitet hatte, war unter dem Einfluß der Aufklärungsarbeit im Lager nach langem Schwanken und Überlegen Antifaschist geworden.

Nun bereiteten sich Fritz Augustin und der Soldat Franz Gold auf eine schwierige und ungewöhnliche Aktion vor.

Der Divisionskommandeur, Oberst Djakonow, konnte sich aus den Angaben der Aufklärung und den Hinweisen deutscher Kriegsgefangener über die Lage der eingekesselten deutschen Division ein Bild machen und sich die Stimmung der Soldaten und ihrer Haltung zu ihrem Kommandeur, Oberstleutnant von Sass, gut vorstellen. Dieser faschistische Karrierist schonte weder das Leben seiner Soldaten noch das der Verwundeten, die er ohne jegliche medizinische Hilfe verrekken ließ. Die Soldaten dienten nur noch aus blindem Gehorsam. Da kam die Idee auf, in die eingekesselte Division eine „Luftlandeeinheit", bestehend aus einem deutschen Offizier (mit dem Dienstgrad „Hauptmann") in der Person Fritz Augustins und zwölf Soldaten (sowjetische Aufklärer in deutscher Uniform), zu schleusen, dazu den Schlußmann mit dem Dienstgrad „Gefreiter", Franz Gold. Franz Gold sollte nach Überschreiten der deutschen Linie laut anordnen: „In der Kolonne keine Unterhaltung, Gespräche mit unseren Soldaten nicht ohne Befehl des Offiziers!" Dieses Schweigen sowjetischer Soldaten in deutscher Uniform sollte von den Deutschen als natürlich und als Ausführung eines Befehls angesehen werden.

Der Plan „Gruppe Augustin" schien uns durchaus real. Der Offizier, der die Gruppe führte, mußte bis an die deutsche Linie herankommen, seine Papiere vorweisen und erklären, daß er eine Luftlandeeinheit leitet, die vom Flugzeug im Niemandsland abgesprungen und zu den eigenen Truppen gelangt war. Er sollte Oberstleutnant von Sass mündlich eine angeblich persönliche Nachricht des Führers übermitteln. In dieser wurde die Hoffnungslosigkeit bei Welikije Luki dargestellt und die Kapitulation zur Erhaltung des Lebens deutscher Soldaten vorgeschlagen. Man nahm an, daß die „Fallschirmjäger" bis zum Bunker von Sass geführt werden würden und der Offizier sowie der Gefreite mündlich, wie es der Führer befohlen habe, von Sass den Inhalt der Botschaft übermittelten.

Da man voraussah, daß von Sass den Bunker nicht verlassen würde, betrachtete man zwei Varianten als möglich: Der von der Echtheit der Delegation überzeugte von Sass erteilt den Befehl zur Kapitulation, oder von Sass ist nicht einverstanden. Dann macht ihn Franz Gold unschädlich, und der „Offizier" Fritz Augustin teilt über Funk allen Kommandeuren mit, daß er eine persönliche Botschaft des Führers an von Sass überbracht und der Kommandeur einen Herzanfall erlitten habe. Das Kommando wird er, der Kommandeur der Fallschirmjägereinheit, übernehmen und einen organisierten Abmarsch in die Gefangenschaft befehlen. Ausgemacht war, würde die Operation nicht gelingen, dann sollten unsere Soldaten (in deutscher Uniform) das Feuer aus ihren Maschinenpistolen eröffnen, um unseren Einheiten Gefechtsbereitschaft zu signalisieren. In diesem Falle mußte sich Fritz Augustin allein retten und zu unseren Positionen zurückkehren. Franz Gold hatte man die Order gegeben, alles zu tun, um mit seiner gesamten Gruppe wieder zu unseren Stellungen zu gelangen.

Unmittelbar vor dem Beginn der Operation sagte Fritz Augustin, indem er mich zur Seite rief: „Ich werde mich bemühen, Ihr Vertrauen in mich zu rechtfertigen und die Operation erfolgreich durchzuführen. Sollte ich fallen, so ist mein einziger Wunsch, daß sie Wilhelm Pieck ausrichten, daß ich als Kommunist gefallen bin."

Augustin hat später an mehreren lebensgefährlichen Aktionen teilgenommen und kam 1943 ums Leben. Ich übermittelte Augustins Bitte an

Der Autor, Professor Dr. Josif Samuelowitsch Braginski, ist Orientalist von internationalem Rang, während des Krieges war er Oberst in der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee und Leiter der „Deutschen Abteilung". Tausende gefangene deutsche Soldaten und Offiziere lernten ihn kennen und schätzen, viele von ihnen schockte er am Beginn ihrer Gespräche mit den Worten: „Ich bin Jude. Und ich bin Kommissar." Für die im faschistischen Ungeist Erzogenen gab es keine weitere Steigerung. Nun lernten sie einen sprachgewandten Humanisten kennen, einen Menschen, tief bewandert in der deutschen Kultur und Geschichte, einen Mann, der Megaphone über die Schützengräben hinweg sprechen ließ, um Menschen zu retten, bevor die Geschütze ihr vernichtendes Werk fortsetzten. Viele seiner Antifa-Schüler wurden in der DDR Minister, Generale, Direktoren.

Wilhelm Pieck, und er sagte, daß man ihn postum als Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschland betrachten sollte.

Die Kolonne bewegte sich in nächtlicher Dunkelheit durch die Straßen der Stadt ...

Doch kehren wir zur Aktion zurück. Spät in der Nacht machten wir uns an die Ausführung unserer Operation. Man ließ uns durch die vorderste Linie, und nach einigem Umherirren durch den Wald erreichten wir den deutschen Gefechtsposten. Augustin hielt die Gruppe an und schrie mit mächtiger Stimme: „Wir gehören zu euch", stellte sich als Kommandeur der Luftlandeeinheit vor, die mit einer persönlichen Botschaft des Führers zum Befehlshaber wolle. Der Offizier auf der deutschen Seite stellte daraufhin zwei Soldaten ab, um die Gruppe ins Innere der Stellungen der eingekesselten Division zu begleiten und ihnen behilflich zu sein, zum Oberstleutnant von Sass zu gelangen.

Die Kolonne bewegte sich in nächtlicher Dunkelheit durch die Straßen der Stadt; vorneweg zwei deutsche Soldaten, hinter ihnen „Hauptmann" Fritz Augustin. Er kommandierte: „In Kolonne im Gleichschritt marsch!" Ihm folgten unsere Aufklärer und der Schlußmann „Gefreiter" Franz Gold, der nicht vergessen hatte, laut Redeverbot für die Kolonne zu befehlen. Diese erreichte den Kontrollposten des nächsten Bataillons und machte halt. Der Tag brach gerade an. Der Bataillonskommandeur, Major Klaus, beendete gerade seine Rasur. Er hörte sich „Hauptmann" Augustin an, der ihm von der „Großherzigkeit des Führers, der besorgt um das Leben der deutschen Soldaten ist", berichtete. An jedem Wort erkannte der Major, daß der „Hauptmann" aus dem Rheinland stammte. Es stellte sich heraus, daß sie Landsleute waren. Mehr noch. Sie hatten gemeinsame Bekannte. Der „Hauptmann" berichtete dem Major „die letzten Neuigkeiten aus Berlin"; beide plauderten begeistert vom „Führer". Der Major bat zu verzeihen, daß er keine Möglichkeit habe, die Fallschirmtruppe zu beköstigen. Der „Hauptmann" zeigte Verständnis und sagte, er sei in Eile. Sie verabschiedeten sich wie alte Bekannte, und die Kolonne marschierte weiter bis zum Bunker des Oberstleutnants von Sass. An beiden Seiten des Bunkers standen Posten mit Maschinengewehren, die den Kommandeur persönlich schützten.

Als der Melder von Sass die Ankunft der „Fallschirmtruppe" zur Übermittlung einer persönlichen Botschaft des Führers mitteilte, befahl von Sass, lediglich den „Hauptmann" in den Bunker zu lassen. Nachdem dieser auf Befehl seine Maschinenpistole abgab, geriet die „Begleitmannschaft" in Unruhe und gab einige Salven in die Luft ab. Aus den nächstgelegenen Unterständen sprangen die Soldaten heraus und begannen, wie bei einem Alarm, in die Luft zu schießen und eröffneten dann massiertes Feuer. Trotz der ungünstigen Bedingungen konnte sich die Gruppe kämpfend zurückziehen. Lassen wir Franz Gold zu Wort kommen:

„Einige sowjetische Kameraden, die mit uns zusammen das Leben der deutschen Soldaten retten wollten, wurden tödlich verwundet. Ein verwundeter Rotarmist, der nicht gehen konnte, blieb zurück. Ich hörte seine Schreie, kehrte um in das Gebiet des Bunkers und trug den verwundeten Rotarmisten weg. Mir gelang es, die ganze Zeit über mit Hilfe der Parole (Franz Gold hatte vor der Schießerei durch List einem deutschen Soldaten die Parole entlocken können) die faschistischen Offiziere in die Irre zu führen, und so kam ich zusammen mit der Gruppe Rotarmisten aus dem Gefecht und kehrte zu den sowjetischen Truppen zurück." Auch Fritz Augustin schaffte den Rückweg zu unseren Stellungen.

Es verging keine Stunde, als die ersten auftauchten, einzeln oder gruppenweise ...

Es war nun klar, daß die Operation mißlungen war. Ich hatte den Entschluß gefaßt, vom Kommando gebilligt, eine zweite Operation anzuschließen. Vor die deutschen Linien der eingekesselten Division stellten wir eine starke Lautsprecheranlage auf, über die noch am selben Morgen Fritz Augustin und deutsche Kriegsgefangene sprachen.

Der „Hauptmann" Augustin sagte den deutschen Soldaten, daß Oberstleutnant von Sass von ihm im Namen des Führers aufgefordert worden war zu kapitulieren, um den deutschen eingekesselten Soldaten das Leben zu retten. Der „Hauptmann" wandte sich auch an seinen Landsmann, den Major, und erinnerte ihn an ihre Hoffnung, daß die Division vor der Vernichtung bewahrt bleibt. Der „Hauptmann" berichtete, daß er gezwungen gewesen war, sich mit der „Luftlandetruppe" den Russen gefangenzugeben. „Und was ist geschehen?" rief Fritz Augustin. „Die eigenen Leute haben auf uns geschossen, und die Russen haben uns gut aufgenommen; das Leben wurde uns garantiert und die Rückkehr nach Hause, nach Kriegsende." Gleichzeitig sei es ihm gelungen, die Lage in der eingekesselten deutschen Division aus größerer Nähe zu betrachten: sie sei hoffnungslos. Die Russen hätten ganz eindeutig die Überlegenheit. Wenn die Division nicht kapituliere, so werde sie in den nächsten Tagen völlig vernichtet. „Ihr müßt handeln", rief der „Hauptmann", „wie disziplinierte Soldaten! Als deutscher Offizier befehle ich: Ihr seid frei von der Erfüllung der Befehle des von Sass. Offiziere, verweigert ihm den Gehorsam und befolgt den von mir überbrachten Befehl: Begebt euch an der Spitze der euch unterstellten Züge und Kompanien, Bataillone und Regimenter mit weißer Fahne in Gefangenschaft. Die russische Heeresleitung hat mir versichert, daß allen das Leben garantiert wird sowie Verpflegung in der Gefangenschaft entsprechend der Konvention über Kriegsgefangene. Soldaten, ich verleihe euch das Recht, selbständig, ohne andere Befehle abzuwarten, einzeln oder gruppenweise sich in Gefangenschaft zu begeben, am besten auf den Ton der Lautsprecheranlage hin, wo ich selbst, mit Erlaubnis der russischen Führung, euch in Empfang nehme."

Es verging keine Stunde, als die ersten auftauchten, einzeln oder gruppenweise mit fünf bis zehn Mann. Sie wurden von Augustin und Gold in Empfang genommen, zu einem Sammelpunkt für Kriegsgefangene geführt und sofort verpflegt.

Nachdem sie gegessen und ihr Erstaunen über die gute Behandlung verwunden hatten, äußerten viele Gefangene den Wunsch, über die Lautsprecheranlage von sich zu berichten. Sie meldeten kurz: „Ich, der Soldat soundso aus dem Regiment Nummer... bin auf Grund des Befehls zur anderen Seite übergelaufen. Mir geht es hier gut, ich werde lebend nach Hause zurückkehren, wenn der Krieg zu Ende ist. Kameraden (sie nannten die Namen von Regimentskameraden), folgt meinem Beispiel!"

Der Zustrom wurde immer größer, und einer nach dem anderen sprach über die Lautsprecheranlage.

Viele deutsche Soldaten gingen mit dem Ruf „Pumpernickel!" „Pumpernickel!" in Gefangenschaft ...

Einer der Neuankömmlinge, ein österreichischer Soldat, der seinen Familiennamen genannt hatte, der unseren Rotarmisten komisch erschien – Pumpernickel –, hatte ein Dutzend Soldaten mitgebracht. Auch er sprach über den Lautsprecher. Auf Vorschlag unserer Rotarmisten sagte er: „Die Russen haben gestattet, allen, die sich in Gefangenschaft begeben, anstelle von ‚Russe, ich ergebe mich' zu rufen: ‚Pumpernickel' – und man wird euch aufnehmen."

Darauf gingen viele deutsche Soldaten mit dem Ruf „Pumpernickel! Pumpernickel!" in Gefangenschaft unter dem gutmütigen Lachen unserer Rotarmisten. Allmählich begannen ganze Einheiten mit ihren Kommandeuren herüberzukommen. Als einer der ersten führte sein Bataillon der Major herüber – der Landsmann des „Hauptmanns". Die übrigen Bataillone dieses Regiments kamen mit ihren Kommandeuren, nachdem der Major über Lautsprecher versichert hatte, daß „alles in Ordnung" sei.

Buchstäblich vor unseren Augen zerbröckelte die Division innerhalb von drei bis vier Tagen. In Gruppen ging sie freiwillig in Gefangenschaft – insgesamt über 4000 Soldaten und Offiziere. Schließlich und endlich tauchte auch von Sass mit drei seiner Offiziersburschen auf, die je zwei Koffer trugen mit Lebensmitteln und zusammengeraubtem Beutegut.

Bald fand im Krasnogorsker Lager für Kriegsgefangene auf Vorschlag des Kriegsgefangenenaktivs und mit Einverständnis der sowjetischen Lagerleitung die Erörterung der Ereignisse in Welikije Luki statt, bei der 240 gefangengenommene Soldaten und Offiziere zugegen waren. Eingeladen war auch von Sass. Die Versammlung der Kriegsgefangenen verwandelte sich in ein öffentliches Gericht über von Sass und seinesgleichen. Vielen Kriegsgefangenen, die bis dahin blind den Offizieren und dem „Führer" geglaubt hatten, öffnete die Diskussion über die Ereignisse von Welikije Luki die Augen und half ihnen, den Weg des antifaschistischen Kampfes zu beschreiten.

Die Führung der Roten Armee bewertete die Resultate der Agitoperation von Welikije Luki hoch. Der Leiter der Agitgruppe wurde mit dem Orden „Roter Stern" ausgezeichnet. Alle sowjetischen Aufklärer, die an der Aktion gegen von Sass teilgenommen hatten, erhielten die Medaille „Für Tapferkeit". Mit Billigung der führenden Instanzen zeichnete der Kriegsrat der Kalininer Front den gefangenen Offizier Fritz Augustin mit der Medaille „Für Verdienste im Kampf" aus, den Soldaten Franz Gold mit dem Orden „Roter Stern".

Foto: Alfred Paszkowiak

Hilflos alleingelassen in einer Welt, die sie nicht mehr verstanden, so erlebten Zehntausende halbwüchsiger deutscher Jungen das Ende des Krieges – wenn sie es erlebten. Sechzehnjährige, Seite an Seite mit ihren Großvätern, als letztes Aufgebot des „Großdeutschen Reiches", das sich angemaßt hatte, Kontinente zu unterwerfen. Am Ende hetzten gewissenlose Verbrecher aufgeputschte Kinder gegen Panzer.

Noch hat kein alliierter Soldat einen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, als Hitler am 23. September 1944 die Aufstellung des „Volkssturms" befiehlt. „Allen waffenfähigen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren" wird aufgeladen, was die Wehrmacht nicht bewältigt, den „Heimatboden" zu verteidigen. Dieser Befehl kommt einem zweifachen Geständnis gleich. Hitler und seine Generäle wissen, daß der Krieg nach weiteren unvermeidlichen Niederlagen auf deutschen Boden zurückkehren wird; und sie wissen auch, daß es für künftige Menschenverluste keinen Ersatz mehr gibt, das Volk ist ausgeblutet. In den folgenden Monaten steigert sich die Hysterie zum äußersten Wahnsinn. Weisung ergeht, Frauenbataillone zu formieren, „Sippenhaft" wird angeordnet für die Familien derer, die sich in Gefangenschaft von Irrglauben und Eid lossagen, mit schimpflichem Tod jeder bedroht, der die Wirklichkeit sieht, wie sie ist.

Gegen den Wahnwitz setzen die Kommunisten Vernunft. Wilhelm Pieck, der Parteivorsitzende, mahnt im Moskauer Rundfunk, noch sei Zeit, das Schlimmste zu verhüten. Widerstandskämpfer im Land bringen Flugblätter unter die Leute: „Glaubt nicht den Lügen über Sowjetrußland! Der Sieg der Roten Armee bringt auch uns die Befreiung!" Und mancher, der über die Jahre nicht an Widerstand gedacht hat, rafft sich in letzter Stunde auf. So überstehen Bergwerksschächte, Fabriken, Brücken den Krieg, obwohl die Zündschnüre zum Sprengen schon gelegt waren, so werden ganze Städte kampflos und unversehrt den alliierten Truppen übergeben. Jeder, der solchermaßen Vernunft walten läßt, wagt sein Leben, und das Leben manches Vernünftigen endet denn auch an der nächsten Hauswand oder am Laternenpfahl.

Der Krieg geht trotzdem nicht zu Ende, bevor nicht Rotarmisten in den Trümmern der Reichskanzlei und auf dem Dach des Reichstags stehen. Bis es so weit ist, sind Tausende der verführten Sechzehnjährigen (und auch der Sechzigjährigen) einen elenden, sinnlosen Tod gestorben, während ihre Verführer das leichte, schnelle Ende der zerbissenen Giftkapseln wählten, falls sie es nicht vorzogen, sich in die bayrischen Berge zurückzuziehen.

Jürgen Jessel

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee. FOLGE 7

Das le
mit 16

etzte Aufgebot: 6 und mit 60

DOKUMENTE DER ZEIT

Wilhelm Pieck, Vorsitzender der KPD, 30. 12. 1944:
„Noch ist es Zeit ..., Deutschland vor der völligen Verwüstung zu bewahren. Aber ihr müßt euch schnell aufraffen und Schluß machen mit der Herrschaft der Kriegsverbrecher. Ihr habt die Macht dazu..."

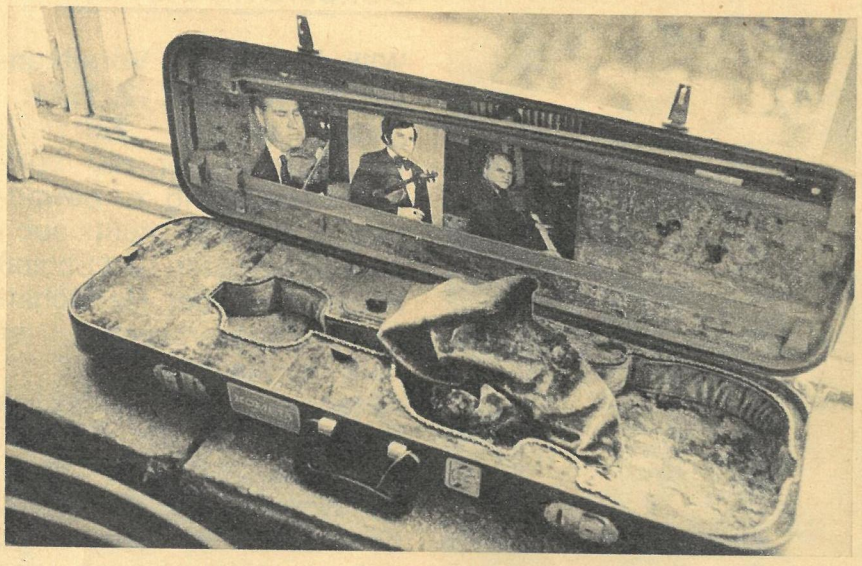
Aktennotiz des obersten Kanzlei-Chefs der NSDAP, Bormann, 28. 2. 1945:
„... Himmler sagte mir ..., der Führer habe genehmigt, daß er 6000 Jungen des Jahrgangs 1929 zur Verstärkung heranzöge ... Außerdem habe der Führer... die probeweise Aufstellung eines Frauenbataillons genehmigt... Bewährt sich dieses Frauenbataillon, sollen sofort weitere aufgestellt werden."

Befehl des Reichsführers SS, Himmler, Anfang April 1945:
„Gegen das Heraushängen weißer Tücher, das Öffnen bereits geschlossener Panzersperren, das Nichtantreten zum Volkssturm und ähnliche Erscheinungen ist mit härtester Maßnahme durchzugreifen... Aus einem Haus, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen."

Befehl des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Dönitz, 7. 4. 1945:
„Wir Soldaten der Kriegsmarine wissen, wie wir zu handeln haben... Ein Hundsfott, wer nicht so handelt, man muß ihn aufhängen und ihm ein Schild umhängen: ‚Hier hängt ein Verräter'."

Anweisung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 5. 2. 1945:
„Für Wehrmachtsangehörige, die in der Kriegsgefangenschaft Landesverrat begehen ..., haftet die Sippe mit Vermögen, Freiheit oder Leben. Den Umfang der Sippenhaftung im Einzelfalle bestimmt der Reichsführer SS..."

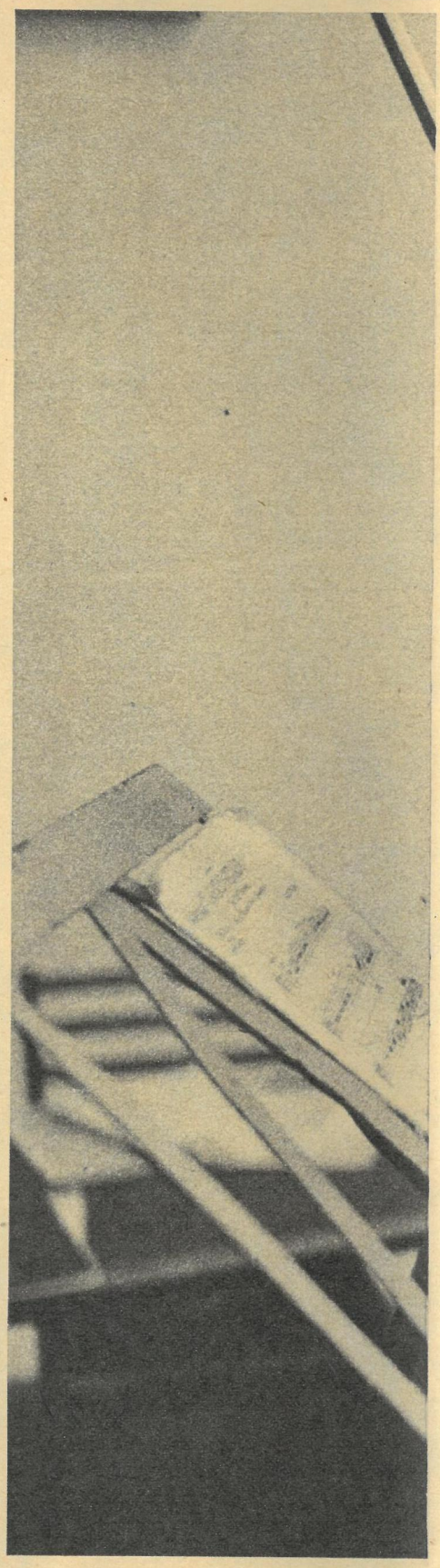
Foto: Archiv Bergschicker

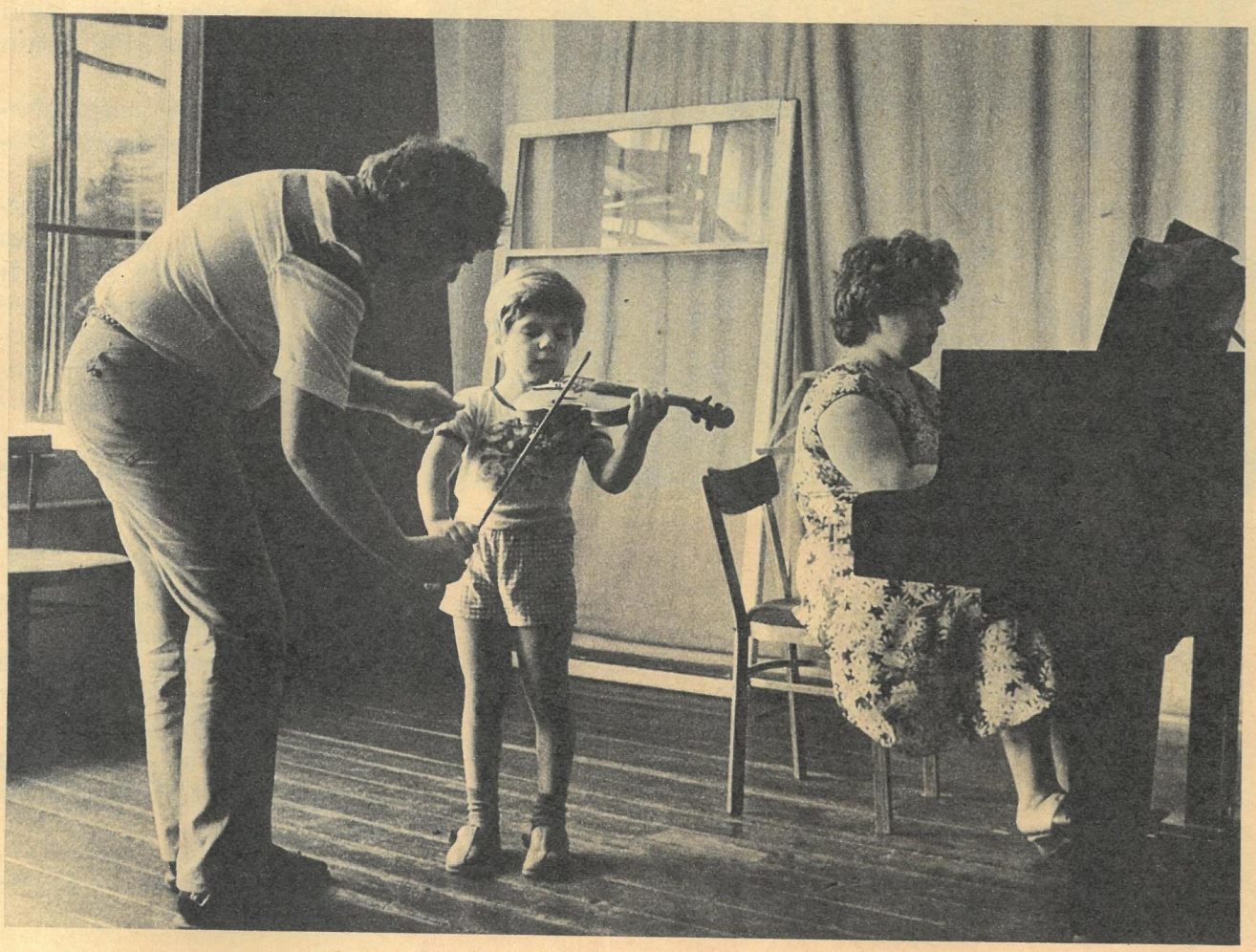


Fotos von Igor Oistrach, Sachar Bron und Tichon Chrennikow stecken im Geigenkasten und geben Auskunft über Vorbilder. Die Violine, die darin liegt, wenn sie nicht gespielt wird, ist eine Stradivari; anvertraut den weichen Kinderhänden eines Jungen, der gerade dreizehn Jahre alt ist. Wadim Repin aus Nowosibirsk ist ein hoffnungsvoller junger Virtuose. Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten ihn.

Eine Stradivari für Sibirien

April 1983. Verwundert stellt Igor Oistrach in seinem Madrider Hotelzimmer das Radio lauter. Es läuft eine Direktübertragung aus dem Tschaikowski-Saal in Moskau: das Violinkonzert Nr. 1 C-Dur von Tichon Chrennikow. Genau kennt Oistrach das Stück wie auch die Solisten, die es bisher interpretierten. Diesen da im Radio hatte er noch nie gehört. Der Interpret, der Intonationsgenauigkeit und Klanggeschmeidigkeit so meisterlich hervorbrachte, war ein elfjähriger sibirischer Junge. Wadim Repin, Schüler einer fünften Klasse in Nowosibirsk. Inzwischen hat Igor Oistrach die Bekanntschaft seines verheißungsvollen jungen Kollegen gemacht, gemeinsam mit ihm musiziert. Wadim ist so etwas wie sein künstlerischer Enkel, der Schüler seines Schülers Sachar Bron. Kein Wunderkind, sondern ein so konse-

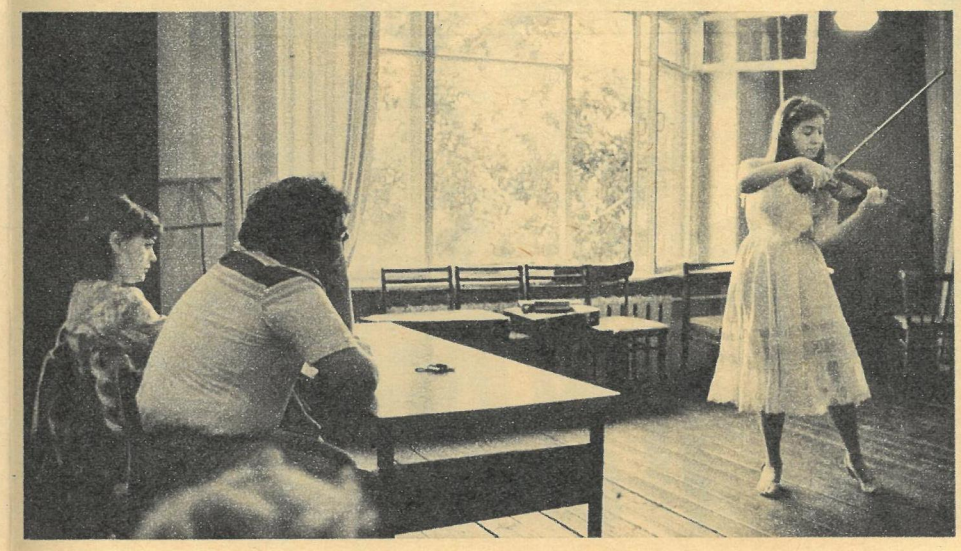




Sachar Bron und Wadim Repin beim Unterricht (oben). „Die Arbeit mit Schülern", sagt Bron, „ist keine Unterbrechung meiner eigenen Entwicklung, sondern ihre Fortführung."

Brons jüngster Schüler ist fünf Jahre alt (links). Nicht nur Technik wird trainiert, sondern es wird auch eine schöpferische Beziehung zur Musik anerzogen.

In Nowosibirsk wie überall: Vor den Sommerferien sind in der Musikhochschule Prüfungen angesetzt (rechts).



quent wie behutsam gefördertes Talent mit einigen Hoffnungen.

★

Zentren der Musik sind in Jahrhunderten gewachsen, Bäumen gleich, die erst tief in den geistigen Traditionen ihrer Gegend wurzeln mußten, ehe sie ihre Kronen weit übers Land recken konnten: Leipzig, Salzburg, Wien, Dresden, Leningrad, Moskau, Paris, London... Ganz anders Nowosibirsk, die unerklärte sibirische Hauptstadt. Wo vor noch etwa neunzig Jahren nur Taiga war, ist heute ein bedeutendes Zentrum der Industrie, der Wissenschaft, der Kultur. 1935 wurde die erste Musikschule für Kinder gegründet. Ein regelmäßiges Musikleben begann, als während der faschistischen Blockade Leningrads die Philharmonie unter Leitung Jewgeni Mrawinskis hierher evakuiert wurde. Während des Krieges noch beendete man den Kuppelbau der Oper, eingeweiht zum Tag des Sieges im Mai 1945. Das weltberühmte Leningrader Orchester zog wieder an die heimatliche Newa und hinterließ im Musikleben Nowosibirsks eine Lücke. Bedürfnisse waren geweckt und mußten gestillt werden. Ein regelmäßiges Theater- und Konzertleben fand statt mit Künstlern, die jedesmal über viele tausend Kilometer anreisen mußten.

Fortsetzung Seite 32

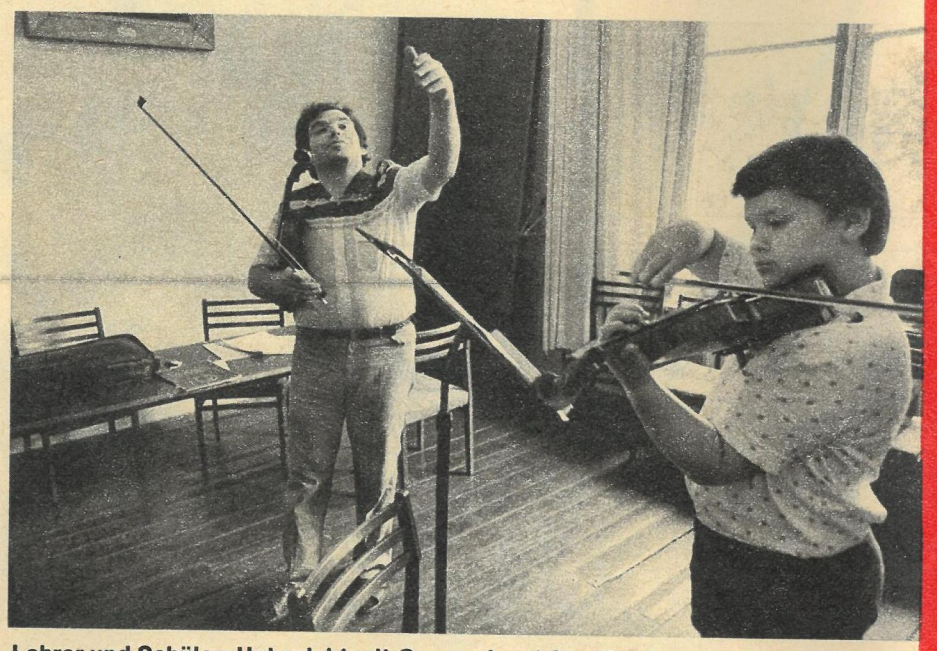
Eine Stradivari für Sibirien

1947 wurde die erste Mittelschule für Musik eröffnet, 1956 die Musikhochschule. Aus vielen Teilen der Sowjetunion folgten ausgezeichnete Lehrkräfte ihrer Berufung an den Ob, ihren Teil beizusteuern zur Stillung des Musikhungers, der allerorten auf dem Riesenbauplatz Sibirien auftrat.

Die Hochschule begann auszustrahlen: auf Nowokusnezk, Irkutsk, Chabarowsk. Mit ihren Taktstöcken und Instrumenten zogen die Absolventen los, musizierend, neue Musikschulen und Orchester gründend, lehrend, folkloristische Traditionen aufgreifend und einbeziehend in ein immer reicheres Musikleben. So nur wurden auch Voraussetzungen geschaffen, Begabungen zu entdecken. Entsteht nicht erst durch die Begegnung mit der Kunst die Lust, es auch zu probieren?

Wir treffen Wadim Repin im Hof der Spezial-Mittelschule für Musik beim Staatlichen Nowosibirsker Konservatorium „M. I. Glinka", wie ihr Name vollständig lautet. In einem Knäuel von Gefährten balgt er sich um ein altes Fahrrad. Doch auch die schönste Pause ist einmal zu Ende. Jekaterina Semzowa bemüht sich in einer Sonderkonsultation, Wadims tourneebedingte Wissenslücken in russischer Grammatik zu füllen. Schule ist Schule, es gibt einen Lehrplan, und auch der talentierteste junge Geiger hat nicht das Recht, bei Suffixen und Präfixen zu versagen. Nina Butkowa, die Mathematiklehrerin, sagt: „Manche Lehrer meinen, Wadim müßte in allen Fächern so gut sein, wie er Geige spielt. In anderen Fächern hat er aber alle Zensuren, die das sowjetische Notensystem vorsieht." Er ist ein ganz normaler Junge. Vielleicht hat er ein wenig mehr Phantasie als mancher andere. Und manchmal möchte er alles zugleich machen: Schach spielen, in den Zirkus gehen, kleine Kinder betreuen.

Wadim war sechs Jahre alt, als ihn seine Mutter zu Sachar Bron brachte. „Als erstes gefiel mir der Bau seiner Hände", sagt Bron, der seitdem sein Violinlehrer ist. „Seine Linke lag eng an der Geige an. Sie hat eine besondere Weichheit, Anschmiegsamkeit, es ist schwer zu sagen. Bald zeigte sich seine ungewöhnliche Intuition, sein außerordentliches musikalisches Gedächtnis." Selbst unter den begabten Schülern Sachar Brons ist Wadim Repin die Ausnahme. Sachar Bron sagt uns: „Manchmal frage ich mich, ob mich sein Spiel auch befriedigte, wäre er heute schon zwanzig Jahre alt. Es klingt unwahrscheinlich, aber ich antworte: Ja. Es geht nicht allein um Technik. Es ist die Klangschönheit von Wadims Spiel, sein absolut erwachsenes Eindringen in das Wesen des



Lehrer und Schüler: Unterricht mit Guarneri und Stradivari

Zwischen zwei Unterrichtsstunden: Fachsimpelei „unter Kollegen"

Stils eines Stückes. Das ist eigentlich nur mit einer bestimmten Lebenserfahrung möglich. Natürlich hat er eine lenkende Hand – mich. Aber die Natur hat ihm auch eine besondere Intuition verliehen, auf einer Höhe, die den meisten auch durch fleißiges Üben nicht erreichbar ist. Sie muß durch Lebenserfahrung ergänzt, gestützt werden."

★

Wir dürfen Sachar Brons Unterricht an der Musikhochschule verfolgen. Keine Studentin steht neben dem Flügel, sondern ein sechsjähriges Mädchen, eine Viertelgeige in der Hand. Sachar Bron bemüht sich um die kleine Natascha, erläutert Griff um Griff, lockt Ton um Ton hervor.

Sachar Bron erklärt uns, warum er so früh Einfluß nimmt auf die Geschicke des Nachwuchses: „In fünf Jahren Musikhochschule ist es schwer, alles nachzuholen, was vorher vielleicht in diesem oder jenem Punkt versäumt wurde. Deshalb habe ich eine fast verlorengegangene Tradition wiederaufgenommen. Ich arbeite mit verschiedenen Altersgruppen. Zur Zeit habe ich siebzehn Schüler und Studenten, acht aus der Kindermusikschule und der Mittelschule, neun hier an der Hochschule. Wenn ich Glück habe, kann ich zehn Jahre oder länger die Entwicklung eines Talentes beeinflussen. Man darf sich nicht zu schade sein, bereits mit den ganz Kleinen anzufangen."

Bron trainiert mit den Kindern nicht die Technik, bis der Wohlklang des Instruments verschwunden ist: „Sie kennen gewiß jenen unangenehmen Klang, den Anfänger auf der Geige hervorbringen. Ich bin sicher, den haben Sie bei meinen Schülern nicht bemerkt. Viele Pädagogen achten zuerst hauptsächlich auf die technische Exaktheit des Spiels. Die Schüler verfügen dann über eine gute Technik und haben mit neun, zehn Jahren alle Kinderübungen hinter sich. Wenn sie sich jetzt ein künstlerisches Repertoire vornehmen, ist schon ein fast unüberwindliches Hindernis festzustellen: Mit der Zeit hat sich ihr Verhältnis zum Klang als Muster verfestigt, seine Tiefe und Schönheit werden kaum noch entdeckt, können nur noch schwer hervorgebracht werden."

Sachar Bron hat eine Reihe von Griffen entwickelt, die es bereits dem Kind ermöglichen, den Widerspruch zwischen Technik und Wohlklang zu überwinden. Ein anderes Problem sieht er darin, daß ein Kind, das einmal in der Woche unterrichtet wird, beim Üben zu Hause, ohne die Korrekturen des Lehrers, Fehler annimmt. Wenn es zur nächsten Stunde erscheint, verwendet der Lehrer den größten Teil der Zeit darauf, diese Fehler wieder zu beseitigen. „Woher soll da die Lust am Schöpferischen kommen?" fragt uns Bron.

In Nowosibirsk geht man andere Wege. Mehrmals in der Woche wird der Schüler betreut, immer nur so lange, wie er die Fähigkeit zur Konzentration aufbringt. Nur Minuten meist, in denen im Kind der junge Künstler angesprochen wird, in denen es eine künstlerische Aufgabe zu meistern hat. In seinen zehn Nowosibirsker Jahren hat Sachar Bron bereits vier Preisträger von Wettbewerben herangezogen. Gibt es also eine „Nowosibirsker Geigenschule"? „Ich selbst", antwortet er uns, „bin aus einer berühmten sowjetischen Geigenschule hervorgegangen, aus der Moskauer. Und ich bemühe mich, als ihr Fortsetzer zu wirken. Einige talentierte Geiger kommen bereits aus Nowosibirsk. Aber noch viel mehr liegt vor uns." Sachar Nuchimowitsch Bron war 1973 dem Ruf an den Ob gefolgt, damals ein junger preisgekrönter Geiger, Aspirant David Oistrachs, Schüler Igor Oistrachs. Er ist Sieger des Allunions-Violinwettbewerbs 1967, internationaler Wettbewerbe von Brüssel 1971 und Warschau 1977. Er verspürte Lust, neben der solistischen Arbeit auch als Pädagoge tätig zu sein. Von David Oistrach und anderen großen Virtuosen wußte er, daß pädagogische Arbeit die künstlerische Entfaltung eines Solisten nicht einschränkt, sondern sie bereichert. Und daß sich die Konzertpraxis hervorragender Geiger fruchtbringend auf die Schüler überträgt. „Wenn ich in der Klasse arbeite, kann ich meine Vervollkommnung von der meiner Schüler nicht trennen", sagt Bron. Mit fünfzig bis sechzig Auftritten in jeder Saison hat sich Sachar Bron längst national und international einen Namen gemacht. Seine Guarneri hat er schon in berühmten Konzertsälen aus dem Kasten geholt – und holt sie täglich auch in der Nowosibirsker Musikhochschule hervor.

Nach einem Konzert in Jaroslawl: Wadim Repin und Tichon Chrennikow (im Vordergrund 3. v. r.)

★

Natürlich blieben Repins Talent und Brons Erfolg nicht lange ein sibirisches Geheimnis. Und weil der rechte Ton das rechte Instrument erfordert, wurde Wadim aus dem staatlichen Instrumentenfonds etwas vom Besten überreicht, das Geigenbauerhände je schufen. Eine Stradivari von 1716, eine Dreiviertelgeige, Wadims jetzigem Griffvermögen angemessen, die einzige ihrer Art in der Sowjetunion. Ihr Kunstwert ist unermeßlich, ihr Versicherungswert wiegt gut fünfzehn „Wartburgs" auf. Wadims Mutter garantiert im Übernahmevertrag für den sorgfältigsten Umgang mit der Unersetzlichen.

Sachar Bron, der als Lehrer gewiß Anspruchsvolle, bewundert Wadims Arbeitsfähigkeit. Schon der Sechsjährige vermochte fünf Stunden am Tag zu üben, selbständig und mit Vergnügen. Wie es weitergeht mit ihm? „Nach strengem Plan", lautet die Antwort. „Auftritte im In- und Ausland stehen bevor, und unser Fernziel ist der Moskauer Tschaikowski-Wettbewerb 1986, an dem Wadim Repin ausnahmsweise schon mit vierzehn Jahren teilnehmen soll." Den Alltag natürlich füllen die Schule und das Üben auf dem Instrument. Und daß er auch ein richtiger Junge ist, darauf macht er seine Umgebung schon von allein aufmerksam.

Für freundliche Unterstützung danken wir dem Gebietskomitee Nowosibirsk der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

Pausenspaß auf dem Schulhof

Zusatzfoto: S. Meteliza/TASS

Konstantin Paustowski

Die Bitte des Soldaten Terjochin

Das Jahr 1942. Die faschistische Armee im Vormarsch. Die Menschheit erfährt Barbarei in nie gekanntem Ausmaß. Erschütterung und Haß schmieden das sowjetische Volk zusammen im Ringen um seine historische Existenz. Die Künste sind eine scharfe Waffe im heiligen Krieg. In dieser Zeit druckt die Zeitung der Roten Armee „Krasnoarmejez" eine kleine Geschichte Konstantin Paustowskis. Sie erzählt auf schlichte Weise vom einfachen russischen Menschen, der ihm nahe steht, der auch im Krieg ein Mensch bleibt, seiner Heimat, ihrer Geschichte und ihrer Kunst tief verbunden; der um seine Identität gebracht würde, wenn er das Werk seiner Vorväter nicht für kommende Generationen zu bewahren suchte.

Meine rechte Hand wurde von einem Granatsplitter zerschlagen und liegt in der Schiene. Allein kann ich kein einziges Wort kritzeln, und deshalb habe ich eine große Bitte an Sie: Schreiben Sie für mich einen Brief an Pjotr Gawrilowitsch Galubjew in Leningrad. An der Moika wohnt er, gegenüber der Sängerbrücke. Alle an der Moika kennen ihn. Auch Sie haben von ihm gehört! Wie soll man ihn auch nicht kennen, den Alten? Er ist ein erstrangiger Künstler. Wie vielen Jungen hat er die Liebe zur Malerei beigebracht und sie auf den Weg geschickt. Auch mir wollte er gerade die ersten Schritte beibringen, aber der Krieg hat die Sache ein klein wenig aufgehalten.
Ich kenne Pjotr Gawrilowitsch schon lange. Geboren bin ich in der Nähe von Nowgorod Weliki, in jener Gegend, wohin er jeden Sommer kam, um zu arbeiten. Unser Landstrich hat eine alte Geschichte, so abgelegen er ist. In den Städtchen blühen im Sommer die Linden, die Frauen trocknen Lindenblüten an den Fenstern, und in jedem Garten summen Bienen. Außerhalb der Städtchen aber – blaue Flachsfelder, und Hügel, und Wälder, und Seen mit so klarem Wasser, daß man mitunter nicht ausmachen kann, ob es Wasser oder Luft ist. Und die Luft ist leicht bei uns, sie duftet nach Preiselbeeren. Und sehr ruhig ist's. Manchmal rauscht der Regen in den Büschen, die Goldamsel pfeift, ein Hirte bläst in sein Horn, um seine Herde zu sammeln, und schon ist es wieder still.
Und gleichzeitig ist unsere Gegend berühmt. In den Dörfern auf den Friedhöfen, zumindest in unserem Dorf, stehen Kirchen, wie man sie, heißt es, selbst in Italien nicht findet. Weiß, streng und starr, und mit sicherem Auge gebaut. In solchen Kirchen gibt es Wandmalereien. Man nennt das Fresko. Schade, daß sie es nicht gesehen haben. Hunderte von Jahren sind vergangen, doch die Malerei leuchtet und leuchtet, als würden die Farben mit jedem Jahr jünger. Und gemacht haben diese Malerei die Erbauer des Gebäudes, unsere Ahnen, einfache Männer, Maler im Bauernkittel. Das ist unser Bauernhandwerk. Sehen Sie, große Maler kamen, um sich an dieser Arbeit zu erfreuen, und haben hin und her überlegt, um hinter das Geheimnis der alten Farben zu kommen. Auch Pjotr Gawrilytsch* kam deshalb, malte Fresken in unserer Kirche ab, und uns, den Jungen, befahl er, nicht die Kirchenfenster einzuschlagen und die Fresken nicht zu verderben.
Ich lebte im Dorf mit dem Vater. Meine Mutter war sehr jung gestorben. Ich kann mich auch überhaupt nicht an sie erinnern. Es heißt, sie war eine Schönheit. Besonders von ihren Augen weiß man noch: sehr blau waren sie. Mein Vater war ein stiller Mensch und liebte das Handwerk. Er machte bemalte Krummhölzer. Manchmal, an einem heiteren Tag, hängte er sie an der Hütte zum Trocknen auf. Einen schöneren Festtag brauchten wir Kinder nicht. Auf die Krummhölzer waren verschiedene Gräser und Blumen gemalt, und Eichenblätter, und Ornamente, und gelbe Vögel, und Steinböcke. Geradezu ein Jahrmarkt! Häng an solch ein Krummholz eine Schelle und kutschier die Wege entlang, sei vergnügt, genehmige dir ein Schlückchen, mach mit dem Gebimmel den Vö-

*Koseform von Gawrilowitsch

geln Konkurrenz und erschrick die Kraniche! Pjotr Gawrilytsch verehrte den Vater sehr für diese Krummhölzer, und zuweilen sagte er:

„Dein Talent, Prochor, ist gewaltig, und deine Krummhölzer kann man in der Ermitage zeigen, neben den Gemälden." Aber Vater lachte nur.

„Wenn ich nur Zeit hätte, Gawrilytsch", sagte er, „und nicht so einen Haufen Kinder, und teure Farbe, würde ich noch was ganz anderes machen."

Als ich größer war, nahm mich Pjotr Gawrilytsch mit nach Leningrad und gab mich in eine Kunstschule. Ich lief dort die erste Zeit wie ein Schlafwandler umher, konnte einfach nicht glauben, daß ringsherum Wirklichkeit war. Eine Stunde, zwei Stunden stand ich da, schaute auf irgendeinen Palast und erschrak sogar darüber, wie großartig und auch durchdacht das alles gemacht ist. Manchmal scheuchten mich die Milizionäre weiter. „Was stehst du denn da wie ein Prellbock!" sagte einer. „Geh deiner Arbeit nach!" Aber ist das etwa keine Arbeit, sich an einer solchen Stadt zu erfreuen? Das ist vielleicht wichtiger als ihre Verkehrsampeln.

Ich hab mich wohl schon zu sehr verplaudert. Ja... worüber wollte ich doch gleich Pjotr Gawrilowitsch schreiben? Der Krieg hatte angefangen. Ich ging zur Roten Armee. In unsere Kompanie hatte man nur Jungen aus dem Norden geholt, alle rotwangig und grauäugig. Unser Leutnant sagte lachend: „Tatsächlich, ihr seid echte rote Kämpfer." Er erklärte uns, daß früher das Wort „rot" ebenso „schön" oder „sehr gut" bedeutete.

Gefechte gab es viele. Und so geschah es halt, daß wir auf dem Rückzug durch meine Heimat kamen. Es war Herbst. Die ersten Fröste fielen auf das Land, doch Schnee gab es noch nicht. Und von jenen Frösten rieselten und rieselten gelbe Blätter herab, bedeckten unsere klaren Seen, unsere blauen Flüsse, und die Sonne stand tief. Die Luft erschien uns bitter, wie Tränen. Sehr schwer fiel den Soldaten die Hergabe jedes Feldrains, jeder Birke.

Im Winter aber begannen wir anzugreifen und die Deutschen von unseren Feldern zu vertreiben. Und wieder kam es so, daß wir uns unserem Dorf näherten. Es heißt Weliki Dwor. Unser Dorf steht am Steilufer des Flusses. Vom Glokkenturm unserer alten Kirche aus kann man sehr weit sehen. Die alten Frauen sagten uns Kindern immer: „Klettere auf den Glockenturm, und du wirst halb Rußland sehen. Nur, paß auf, erschrick nicht!" Und wie weit ging die faschistische Niedertracht! Sie richteten in unserer Kirche den Stab und ein Munitionslager ein. Ihre Rechnung ging natürlich auf. Sie verstehen nämlich auch, die Hunde, daß keiner, der sich Mensch nennt, die Hand heben wird, aus einem Geschütz eine seltene Schönheit, die schon Jahrhunderte steht, zu zerschmettern und mit Feuer die Bauernmalerei zu verbrennen. So ließen sie sich auch in der alten Kirche nieder. Und sahen richtig, daß unsere Artillerie die Kirche nicht unter Feuer nahm. Schließlich glaubten sie sich in Sicherheit und machten sich noch lustig über uns: „Da habt ihr den russischen Grips! Mit was für einer Lappalie wir sie reingelegt haben!"

Hinter der Schönheit haben sie sich versteckt! Das hat mich so in Wut gebracht, daß ich mit den Zähnen knirschte und dachte, euch Tieren werde ich nicht ein einziges Fleckchen Erde lassen. Ich ging zum Kommandeur und meldete: „Erlauben Sie, daß ich sie aus der Kirche treibe ohne jegliche Beschädigung der Architektur und der großartigen Malerei."

„Und wie?" fragte der Kommandeur. „Ich bin von hier", sagte ich. „Ich habe meine Methode. Gestatten Sie mir nur, einige Rauchkörper mitzunehmen." Der Kommandeur war einverstanden. Nachts schlug ich mich zu meinem Dorf durch, ich kenne dort jeden Strauch. Es war keine große Mühe. Die Nacht war schneidend kalt. Im Morgengrauen kam ich an und suchte den Vater. Ich ging zu ihm in die Scheune. Am Himmel stand schwaches Morgenrot. Er aber sitzt da, das Haar weiß wie Schnee, sein Gesicht – schwarz. Er sah mich und begann zu weinen. Und unsere Tränen sind schwer, schwerer als Gußeisen. Er sagte: „An deinen Augen, Wanja, sehe ich, daß du wegen einer dienstlichen Sache gekommen bist." Ich erklärte ihm alles. Die Angelegenheit ist einfach. Bei uns auf dem Friedhof haben wir eine ganz alte, windschiefe Kapelle. Von dieser Kapelle aus führt ein unterirdischer Gang zur Kirche. Wir Kinder kannten diesen Gang wie unsere Hütte. Wie oft krochen wir darin herum. Pjotr Gawrilytsch wußte das auch. Er erzählte uns, daß man den Gang früher, während der Überfälle, gegraben hatte. In ihm versteckten sich die Dorfbewohner vor den Tataren.

In der Nacht schlich ich mich in diesen Gang. Den Vater aber hatte ich in den Wald hinter dem Fluß geschickt. Dort saßen in Höhlen unsere alten Männer, die Partisanen. Natürlich hatte ich Vater einen Befehl mitgegeben. Ich wartete bis zur festgesetzten Stunde und kroch durch den unterirdischen Gang bis unter den Altar der Kirche. Ich lauschte. Ein Telefon klingelte, die Deutschen schrien etwas in ihrer Sprache, fuhren sich gegenseitig heftig an. Ich hob eine Platte im Altar an. Das Heben dauerte, glaube ich, eine ganze Stunde. Gestützt hatte ich die Platte mit einem Brecheisen, damit sie nicht herunterfiel. Ringsherum auf dem Boden standen Kisten mit Munition.

Und dann – ganz einfach – zündete ich die Rauchkörper. Haben Sie gesehen, was für ein giftiger Rauch von ihnen ausgeht? Unheimlich! Unter den Deutschen brach natürlich eine furchtbare Panik aus. Stellen Sie sich vor, ein Brand, und ringsum ist alles voller Munition.

Die Deutschen sprangen hinaus, und am Dorfrand – die Partisanen. Sie hatten drei Maschinengewehre. Es begann ein Gefecht, wie ich es nie erwartet hatte. Na, mit einem Wort, nach einer Stunde waren die Deutschen aus unserem Dorf weggefegt, und da hatte uns auch schon meine Einheit erreicht. Doch mein Vater wurde in diesem Gefecht getötet. Schreiben Sie es auch so an Pjotr Gawrilowitsch: Sie haben Prochor Terjochin, Wanjas Vater, getötet. Gefallen ist er, der gute Alte, für die Sache der Malerei und für unser uraltes Handwerk. Und es tut mir sehr leid, daß er den Sieg nicht mehr erleben konnte. Sonst würde er zur Freude aller Krummhölzer machen, die allen Kutschern das Herz höher schlagen ließen. Mit diesen Krummhölzern und Schellen würden wir mit einem Sieg von der Front in die heimatlichen Gefilde zurückkehren, und Tausende Lerchen könnten uns nicht übertönen."

Nun hat es der Alte nicht mehr erlebt. Seien Sie mir nicht böse, daß ich ins Schwatzen gekommen bin. Unser Los ist jetzt: Wir liegen da, denken nach, erinnern uns und ärgern uns über diese unsere Wunden. Ach, wenn sie doch nur bald geheilt wären und man uns in unsere Einheit entlassen würde.

Für FREIE WELT übersetzt von Wolfgang Grella

Reproduktion aus „Altrussische Baukunst", Union-Verlag Berlin

Jeder Mensch wünscht,

habe ich das Zeichen nicht gegeben. Karel Čapek

Swjatoslaw Spasski

Die geborgte Stunde

Am 31. März sagte der Leiter zu seinem Stellvertreter: „Erinnern Sie alle daran, daß wir morgen die Sommerzeit einführen. Wir stellen die Uhren eine Stunde vor."
„Wenn wir die Uhr eine Stunde später stellen", entgegnete der Stellvertreter, „so heißt das, wir kommen auch eine Stunde später zur Arbeit." Der Leiter lächelte: „Umgekehrt. Die Uhren auf eine Stunde später stellen, das heißt, es ist eine Stunde früher!" „Aber wenn es auf der Uhr neun ist, so ist es der Zeit nach doch erst acht. Stimmt's?" „Nach alter Zeit acht, nach der neuen neun Uhr."
„Das sage ich doch. Nach der neuen Zeit ist es eine Stunde später."

Zu jedem richtigen Osterhasen gehören Eierlöffel.

„Es müßte noch viel mehr Schrottflinten geben", seufzte der Hase.

Wer sich mit fremden Federn schmückt, muß diese meistens bald wieder lassen.

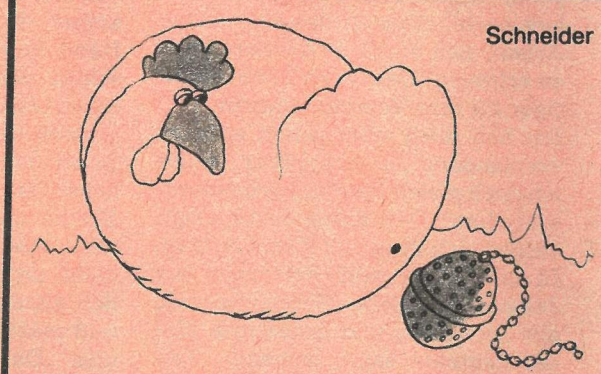
Wer ständig behauptet, sein Name sei Hase, darf sich nicht wundern, wenn man ihn in die Pfanne haut.

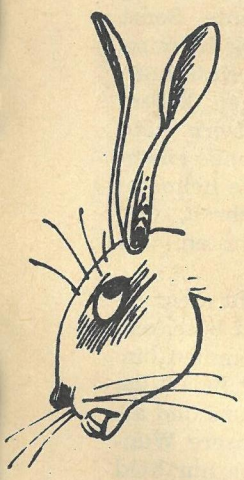
Weiß

Sagtest du nicht, daß du wegen eines Wettlaufs beim Hasen warst?

Dörck

Schneider





Frühlingskoller

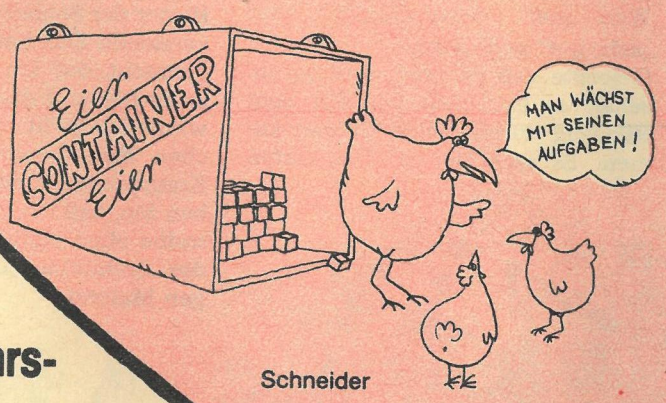
von O. Buchow

Der Frühling wohnt im frischen Gras
drum ist er meistens kühl und naß.
Doch manchmal ist er trocken
dann trägt er rote Socken
– der Frühling.

Einschränkung

Hunde, Katzen, Hasen, Schweine,
jede Menge Federvieh:
alles, alles hält Kathreine.
Bloß den Schnabel hält sie nie.

R. Pöhlig



Schneider

Der Hahn: Noch dämmert es nicht. Noch

Schmidt

Auch eine fleißige Henne kann mal ein faules Ei legen.

Dörck

Theiler

Frühjahrsputz

Der Lenz ist da – und alle Vögel, alle
beziehen jetzt ein frischgemachtes Nest.
Der Kuckuck freilich hält in jedem Falle
auch dieses Jahr an Traditionen fest.

Der Lenz ist da – und selbst in stillen Gassen
kommt Leben auf, wie es schon lang nicht war,
und Frühlingsfarben wachsen auf Terrassen,
und Sonnenfenster blicken hell und klar.

Der Lenz ist da – und kunterbuntes Treiben
beflügelt wieder groß und klein.
Und Fräulein Ruth studiert vor Spiegelscheiben
im Zimmer heiße Frühlingsblicke ein.

R. Pöhlig

Der April hat jeden Tag andere Vorsätze. Sorbisch Wenn der Hahn mit den Hühnern schlafen geht,

sich im Frühling zu verlieben. Jean Paul Die Schwalbe weckt den Sonnenschein, die Nachtigall lullt

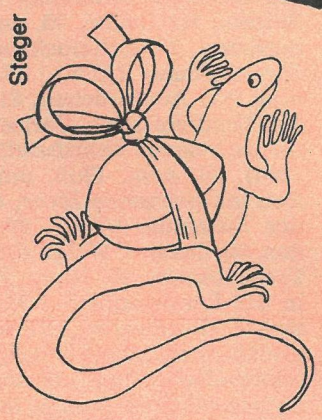
„Warten Sie. Sie stehen um sieben Uhr auf, aber morgen ist es bereits nicht mehr sieben, sondern acht." „Das heißt also, Sie haben verschlafen. Aufstehen müssen Sie also nicht um sieben, sondern um sechs."
„Wieso um sechs?"
„Nach der Sommerzeit. Nach der Winterzeit ist das um sieben. Die Stunde laut Sommerzeit borgen wir uns gewissermaßen am 1. April, am 1. Oktober geben wir sie gleichsam wieder zurück. Nehmen wir einen Analogfall: Morgen borge ich bei Ihnen hundert Rubel, und im Oktober gebe ich sie zurück. So hat alles seine Ordnung."
„Bis Oktober kann ich keine hundert Rubel verborgen. Bis zum nächsten Gehalt, bitte schön." „Aber ich brauche keine hundert Rubel, ich habe nur ein Beispiel angeführt", brüllte der Leiter.
Sein Stellvertreter trotzte: „Sie als Leiter können mir befehlen. Aber der Sonne können Sie nicht befehlen, eine Stunde früher aufzugehen."
„Was hat das mit der Sonne zu tun? Ich stelle doch nur die Uhrzeiger um. Im Sommer wird es früher hell, und man steht entsprechend früher auf."
„Aber im Sommer wird es auch später dunkel. Man muß also bei Tageslicht zu Bett gehen, um auszuschlafen", meinte der Stellvertreter.
„Na sicher. Warum die Dunkelheit abwarten? Aber wissen Sie: Ich werde die Mitarbeiter selbst informieren, wann sie zur Arbeit zu erscheinen haben."
„Gut", meinte der Stellvertreter. „Und wann soll ich nun morgen kommen? Um acht oder um neun?"
„Nun, wohl um acht Uhr", sagte der Leiter unsicher. „Nicht doch, natürlich um neun, aber nach umgestellter Uhrzeit. Oder kommen Sie morgen am besten gar nicht."
„Besten Dank. Aber übermorgen, wann muß ich da zur Arbeit kommen?"

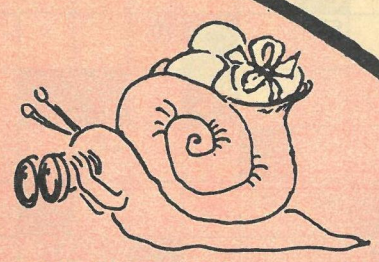
Gekürzt aus dem Russischen von Adeline Thomas

ihn wieder ein. Ukrainisch

Kopelnizki, Tschernowzy

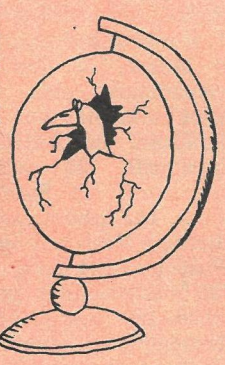
Steger



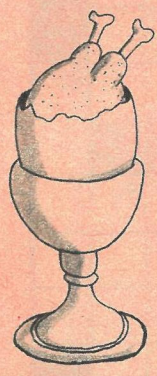


„Ei im Glas!" – Schneck von Dörck

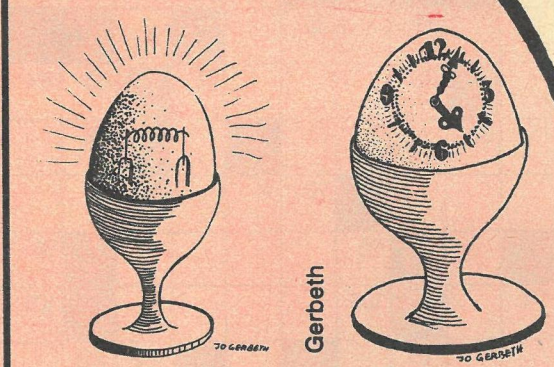
Schneider



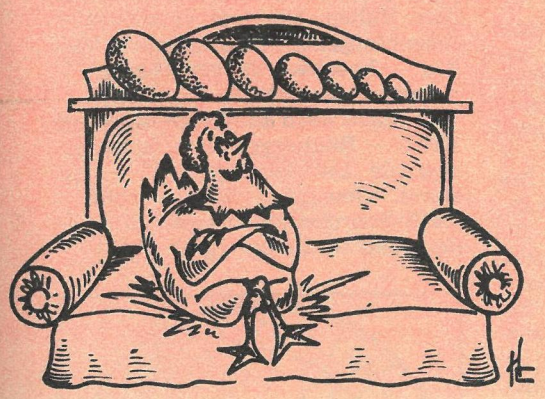
Steger



Gerbeth

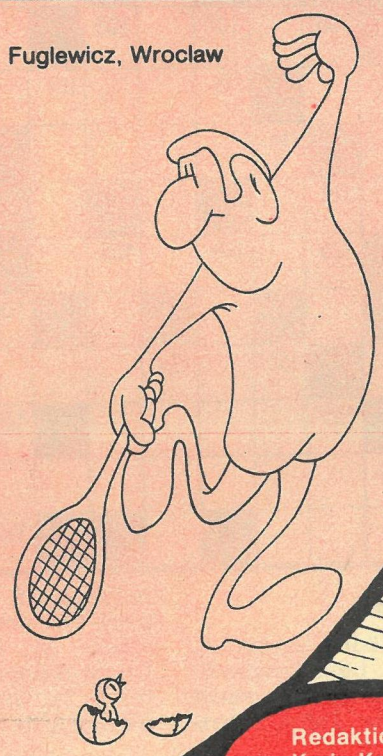


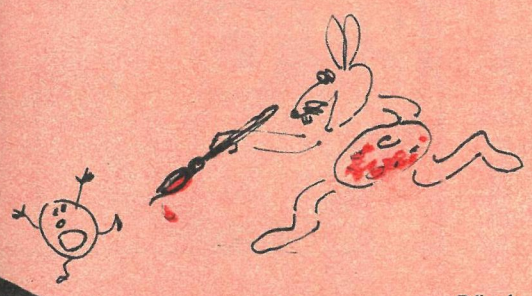
Surowzew, Woronesh



Steger

Fuglewicz, Wroclaw



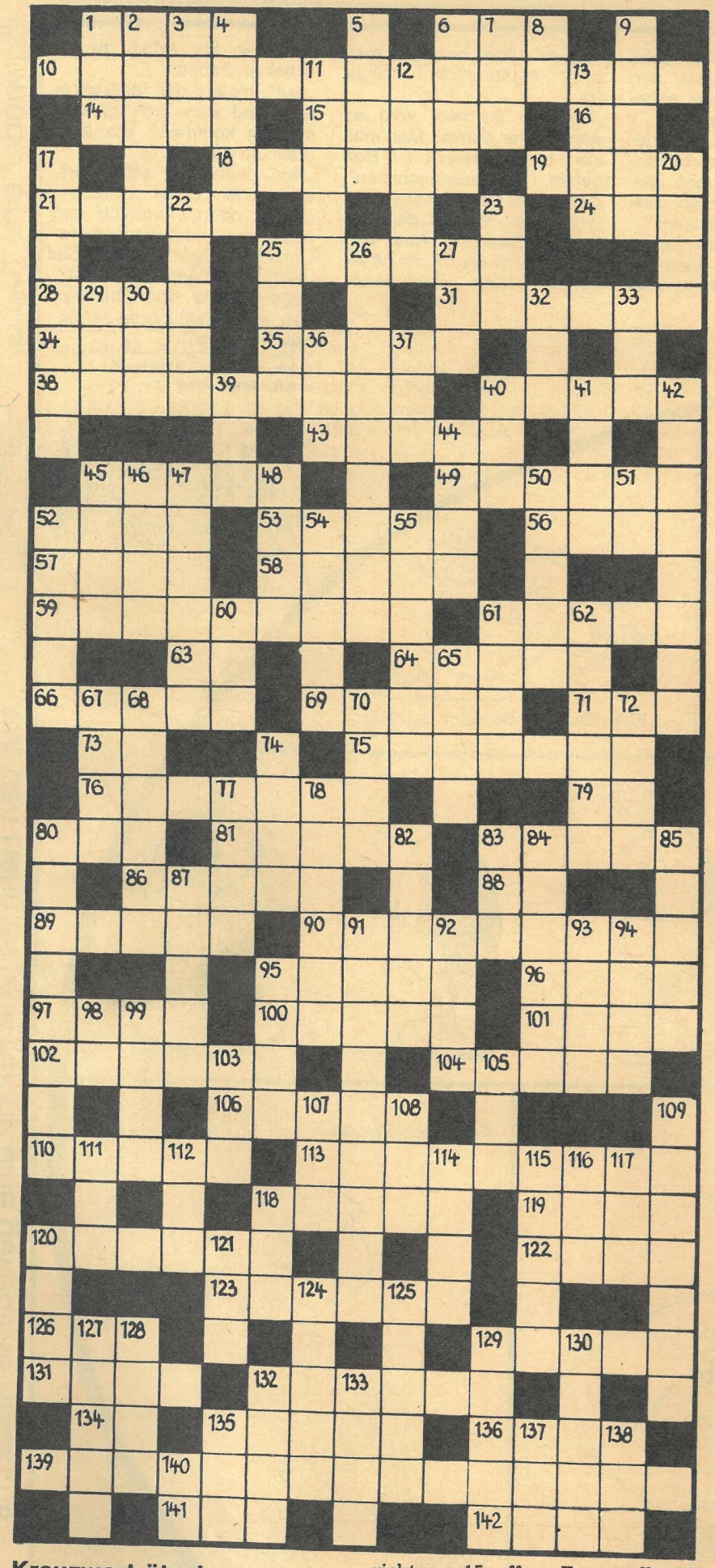


Dörck

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Für den Hahn ist jede Henne eine gefiederte Amazone.

muß er nicht unbedingt müde sein. Ein fettes Huhn legt wenig Eier. Wilhelm Busch



Kreuzworträtsel

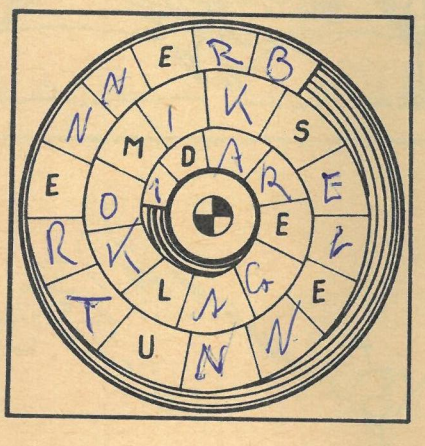
Waagerecht: 1. Mädchenname, 6. skandinavische Luftfahrtgesellschaft (Abk.), 10. sowj. Komponist von Weltruf, 14. svw. Fahrt, Fahrtrichtung, 15. offene Feuerstelle, 16. sowj. Ort nordwestl. von Nishneudinsk, 18. ein Rabenvogel, 19. Dnepr-Nebenfluß, 21. Fläche (latein.), 24. Ort im Norden von Kamerun/Afrika, 25. Gärfutter, 28. Mädchenname, 31. Nordkap der Insel Rügen, 34. iranische Währungseinheit, 35. künstl. Wasserstraße, 38. svw. ungesetzlich, 40. mongolischer Viehzüchter, 43. einjähriges Pferd, 45. griech. Buchstabe, 49. Kammeidechse, 52. altindischer Heros und Gott, 53. eine Obstbaumfrucht, 56. griech. Kriegsgott, 57. kleine Insel vor der Nordküste Timors/Südpazifik, 58. Bestandteil tier. und pflanzl. Öle und Fette, 59. Brotaufstrich, 61. führender Mitarbeiter des sowj. Abwehrdienstes im 2. Weltkrieg, Held der SU (1944 in Japan ermordet), 63. Wallberg, 64. Vakuum, 66. brachliegendes Grasland, 69. Stadt nordwestl. von Brüssel, 71. Wisla-Nebenfluß, 73. chem. Zeichen für Radon, 75. nord. Männername, 76. Schmuckspange, 79. Direktinkasso (Abk.), 80. Sammlung von Aussprüchen, 81. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 83. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 86. sowj. Fluß, mündet bei Poti ins Schwarze Meer, 88. Berliner Ensemble (Abk.), 89. Hohlorgan, 90. Ort a. d. Wolga südöstl. von Tscheboksary, 95. Name Finnlands in der Landessprache, 96. Stacheltier, 97. Lebewesen, 100. südostbelgische Provinzhauptstadt, 101. Indigirka-Nebenfluß, 102. sowj. Tragflügelschiff, 104. bunter, fast meterlanger Papagei des trop. Amerika, 106. niederländ. Kriegsschiff früherer Jahrhunderte, 110. griech. Gottheit, 113. stachliger Kugelfisch tropischer Meere, 118. Schmuckstück, 119. Ausdrucksweise, 120. Geschicklichkeitsspiel mit Stäbchen, 122. Schlüssel zum Entziffern einer Geheimschrift, 123. Schiffseigner, 126. Brennstoff, 129. Stadt südl. von Warschau, 131. phönizische Göttin, 132. kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, 134. sowj. Flugzeugtyp, 135. bedeutender griech.-röm. Arzt (129–199 u. Z.), 136. Farbe, 139. Regelgerät in elektr. Anlagen, 141. Siedlung der sowj. Turkvölker, 142. engl. Männername.

Senkrecht: 1. kathol. Theologe und Gegner Luthers (gest. 1543), 2. sagenhafte Nordlandinsel, 3. Treffer beim Fußballspiel, 4. kleines Krebstier, 5. ein Kartenspiel, 6. Fluß zwischen Onega- und Ladogasee, 7. ein Rhône-Nebenfluß, 8. Abk. für Saint, Sankt, 9. Frucht eines Laubbaums, 11. Don-Nebenfluß, 12. griech. Buchstabe, 13. Abschnitt des Korans, 17. erster Kosmonaut der Welt, 20. ostsibir. Strom, 22. Operettengestalt aus „Die Fledermaus", 23. Wurfspieß, 25. Stadt im SW der Krim, 26. sowj. Heldenstadt a. d. Newa, 27. Maß der Beschleunigung, 29. längster Strom der Erde, 30. ungar. Ort südl. von Eger, 32. Heilverfahren, 33. Rille, 36. griech. Göttin der Verblendung, 37. Behörde 39. Moskauer Kaufhaus, 40. Arno-Nebenfluß, 41. Fluß im Fernen Osten der SU, 42. bedeutender deutscher Physiker (1879–1955), 44. svw. Elch, 45. Festkleidung, 46. Liebesgott, 47. Gesteinsart (Bildhauermaterial), 48. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 50. ungar. Männername, 51. astronomische Einheit (Abk.), 52. Fallklotz, 54. poln. Stadt südwestl. von Olsztyn, 55. Metallschmucktechnik, 60. lateinisch: ist, 61. Satz zusammengehörender Gegenstände (Mz.), 62. wohlriechende Gartenpflanze, 65. oriental. Männername, 67. frühere Gewichtseinheit, 68. Abfluß des Baikalsees, 70. Lufthauch, 72. Kuchengewürz, 74. Wärmespender, 77. südafrikan. Liliengewächs, 78. Haartracht, 80. Sturmvogel südl. Meere, 82. griech. Vorsilbe, auf Wind bezüglich, 83. Arbeiter-u.-Bauern-Inspektion (Abk.), 84. Mädchenname, 85. italienisch: Insel, 87. Rhône-Nebenfluß, 91. sowj. Heldenstadt a. d. Wolga, 92. russ. Mädchenname, 93. Riese im französ. Märchen, 94. Mädchenname, 95. Mosel-Nebenfluß, 98. im Auftrage (Abk.), 99. Abscheu, 103. Erdart, 105. Leumund, 107. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 108. Gelatine (Kurzw.), 109. geistige und körperliche Trägheit, 111. Fluß in Kasachstan, 112. Mädchenname, 114. Titelgestalt bei Shakespeare, 115. von Lenin begründete gesamtruss. marxist. Kampfzeitung, 116. russisch: hundert, 117. spanischer Nationalheld, 118. nordamerikan. Schriftsteller von Gruselgeschichten, 120. vor Maßeinheiten das Millionenfache, 121. Deutsches Rotes Kreuz (Abk.), 124. Stadt a. d. Bode, 125. engl. Archäologe (gest. 1941), 127. sowj. Schwarzmeer-Kurort nordöstl. von Noworossisk, 128. eine jemenitische Hauptstadt, 129. Niederschlag, 130. flache Beule, 132. svw. Pferd, 133. poln. Fluß zur Ostsee, 135. gehörnte Antilope, 137. lateinisch: das Ich, 138. physikal. Dämpfungsmaß, 140. chem. Zeichen für Natrium.

Rätselschnecke

Von außen nach innen: Alpenpaßstraße, die das österr. Nordtirol mit dem italien. Südtirol verbindet – Angehöriger eines arktischen Volkes – Beschwerde vor Gericht – mundartlich: Rettich.

Von innen nach außen: Gebirge auf Kreta – Büchergestell – lachenerregende Darstellungskunst – ein chem. Element – Rille, Furche – DDR-Schriftsteller (gest. 1979) – deutsche Neurologe (gest. 1921).



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

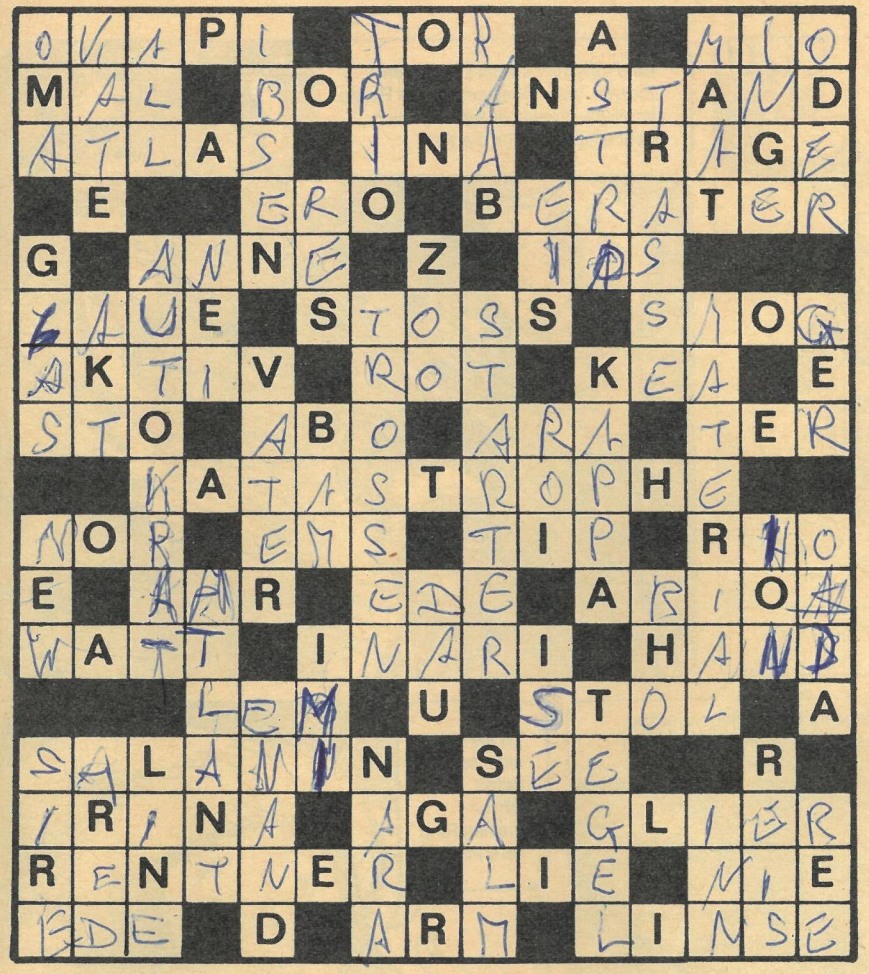
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

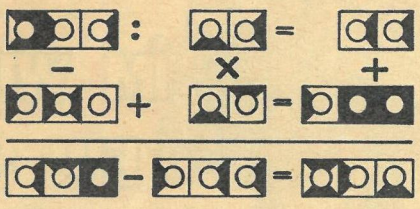


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. gutes Benehmen, 2. Körperteil, 3. Abschnitt der Bühnenwerke, 4. Kartenwerk, 5. Mädchenname, 6. das Universum, 7. Arbeitsgruppe im Betrieb, 8. Alleinherrscher, Selbstherrscher, 9. amerikan. Riesenkröte, 10. Abk. für Abonnement, 11. Stützpfeiler in Form einer herkulischen Männergestalt, 12. Papageienart, 13. indischer Schriftsteller, Mitglied des Weltfriedensrates, 14. dichterisch: Adler, 15. griech. Vorsilbe, auf Sterne bezüglich, 16. altgriech. Dichter um 600 v. u. Z., der der Sage nach von einem Delphin aus dem Meer gerettet wurde, 17. svw. Ratgeber, 18. Baikal-Amur-Magistrale (Abk.), 19. ein chem. Element, 20. breites arab. Segelschiff, 21. Titelgestalt bei Alex Wedding, 22. Aggregatzustand des Wassers, 23. Abk. für Elektroakustik, 24. Fluß zur Nordsee/BRD, 25. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 26. Wurfspieß, 27. Trinkgefäß, 28. sowj. Komponist (Ballett „Roter Mohn"), 29. Körperteil, 30. norweg. Dramatiker („Nora"), 31. poln. Küstenfluß, 32. ein Reinigungspulver, 33. griech. Kykladeninsel südl. von Naxos, 34. japan. Heiligtum bei Osaka, 35. inselreicher See in Finnland, 36. Mädchenname, 37. Donaunebenfluß, 38. russ. Mädchenname, 39. Elementarteilchen, 40. griech. Buchstabe, 41. folgenschweres Unglück großen Ausmaßes, 42. ärmliche Hütte, 43. ein Nestorpapagei, 44. poln. Schriftsteller u. Journalist des 19. Jh., 45. deutscher Physiker u. Nobelpreisträger (1879–1960), 46. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 47. Mädchenname, 48. eine Hülsenfrucht, 49. Unteroffiziersdienstgrad b. d. Volksmarine, 50. Zeichen, 51. svw. Rohstoff, Werkstoff, 52. Abk. für Million, 53. englisch: neu, 54. strikte Verneinung, 55. persische Rohrflöte, 56. geolog. Stufe der alpinen Trias, 57. japan. Stadt östl. von Osaka, 58. europ. Strom zur Ostsee, 59. Großmutter, 60. ostspanische Stadt nördl. von Valencia, 61. Kurzhalsgiraffe, 62. Dnepr-Nebenfluß, 63. Donaunebenfluß, 64. Wendekommando, 65. Ruhegeldempfänger, 66. lateinisch: Sache, Ding, 67. asiat. Getreideart, 68. spanisch: Fluß, 69. griech. Buchstabe, 70. Farbe, 71. französisch: König, 72. svw. Lachs, 73. Binnengewässer, 74. giftiges Alkaloid der Nachtschattengewächse, 75. Bildhauer, Maler u. Kupferstecher des 15./16. Jh., 76. Anrede f. Monarchen (französ.), 77. mit Nebel vermischte industrielle Luftverschmutzung, 78. russisch: Tisch, 79. Fahrzeuganlasser, 80. russisch: hundert, 81. kalkreicher Ton, 82. nordostspanischer Küstenfluß, 83. abgesteckte Linie beim Straßenbau, 84. Treffer beim Fußballspiel, 85. Musikstück für drei Instrumente, 86. Ein Krankentransportgerät, 87. seemännisch: sehr dicke Faser- oder Drahtseile, 88. Hinweis, 89. naher Verwandter, 90. engl. Ingenieur und Erfinder der ersten betriebsfähigen Dampfmaschine, 91. Tierpark.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach

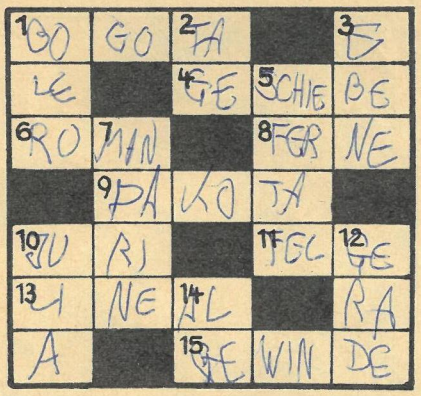
Karpows fünftes „Tor"
DAMENGAMBIT, A. Karpow–G. Kasparow, Moskau 84, 27. Partie: **1. Sf3 d5 2. d4 Sf6 3. c4 e6 4. Sc3 Le7 5. Lg5 h6 6. L:f6 L:f6 7. e3 0–0 8. Dc2 c5 9. dc dc 10. L:c4 Da5 11. 0–0 L:c3. 12. D:c3 D:c3 13. bc Sd7 14. c6 bc 15. Tab1 Sb6 16. Le2 c5 17. Tfc1 Lb7 18. Kf1 Ld5 19. Tb5 Sd7 20. Ta5! Tfb8 21. c4 Lc6 22. Se1 Tb4 23. Ld1! Tb7 24. f3 Td8 25. Sd3 g5 26. Lb3 Kf8 27. S:c5 S:c5 28. T:c5 Td6 29. Ke2 Ke7 30. Td1 T:d1 31. K:d1 Kd6 32. Ta5 f5 33. Ke2 h5 34. e4 fe 35. fe L:e4 36. T:g5 Lf5 37. Ke3 h4 38. Kd4 e5+ 39. Kc3 Lb1 40. a3 Te7 41. Tg4 h3 42. g3 Te8 43. Tg7 Tf8 44. T:a7 Tf2 45. Kb4 T:h2 46. c5+ Kc6 47. La4+ Kd5 48. Td7+ Ke4 49. c6 Tb2+ 50. Ka5 Tb8 51. c7 Tc8 52. Kb6 Ke3 53. Lc6 h2 54. g4 Th8 55. Td1 La2 56. Te1+ Kf4 57. Te4+ Kg3 58. T:e5 K:g4 59. Te2 Schwarz gab auf.**

Dieser fünfte Partiegewinn am 23. November war gleichzeitig der letzte des Weltmeisters in diesem Match (5:3).

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt Kolumbiens, 4. von Wasser oder Gletschern geschobene Gesteinsmenge, 6. längere Prosaerzählung, 8. das Gegenteil von Nähe, 9. nordamerikan. Indianerstamm, 10. russ. Männername, 11. Radumfassung, 13. Zeichenhilfsgerät, 15. Schraubenlinie.

Senkrecht: 1. spanischer Tanz, 2. Abschnitt der Woche (Mz.), 3. Eisenkraut, 5. früher übliche Schreibfläche für Schulanfänger, 7. Südfrucht, 10. weibl. Titelgestalt bei Shakespeare, 12. kürzeste Verbindung zweier Punkte, 14. Wasserpflanze.



Auflösungen aus Heft 6/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Arro (6), Ilias (33), Pakt (69), Ibis (30), Paar (66), Esse (23), Asoka (8), Nabe (52), Start (80), Are (4), Radar (72), Oral (63), Room (77), Penna (71), Oma (60), Masse (49), Ale (1), Kamille (37), Pan (68), Ort (64), Oka (58), Ode (57), Sana (78), Rede (74), Mandoline (47), Saum (82), Lamm (39), neo (55), Akt (10), All (15), Alk (12), Motoren (51), Ole (59), Liege (41), Opa (62), Ihrer (35), Igel (31), Vene (94), Anapa (16), Lee (44), Artek (13), Reif (76), Leine (45), Earl (25), DEFA (20), Turf (90), Seal (85), Ulema (92), Otte (65).

Senkrecht: Ares (5), Nisa (54), Oberon (56), Isa (32), Igor (34), Spa (86), Panama (70), Arad (14), Teer (89), Stiel (81), Salomo (83), Kerala (36), Bassa (18), Trakt (88), Romeo (75), Pass (67), Neon (53), Mikroskop (48), Spee (84), Ente (26), Ramme (73), Dreil (21), Ana (7), Gnu (27), Lid (43), Dam (19), Saal (79), Unke (93), Alor (2), Meer (50), Omega (61), Atolle (11), Traven (91), Anina (9), Linné (42), Leder (46), Gipfel (28), Herero (29), Aras (17), Aida (3), Eine (24), Taft (87), Klee (38), Lau (40), Eta (22).

Magisches Quadrat: 1. Wall, 2. Alai, 3. Laub, 4. Libelle, 5. Lein, 6. Lima, 7. Enak.

Wörterband. Von außen nach innen: Elain, Ratte, Brot, Orgel, Lager, Atem, Sud, Niete, Tera, Tumor, Lek, Notar, Arago, Siele, Kandare, Egon, Rappen. **Von innen nach außen:** Nepp, Arno, Geer, ADN, Akelei, Sog, Ararat, Onkel, Rom, Uta, Re, Tete, Indus, Met, Areg, Allegro, Tor, Bett, Arni, Ale.

Rätselpyramide: 1. Ei, 2. Lei, 3. Seil, 4. Elise, 5. Eisler, 6. Speiler.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 2) aus Heft 4/1985

Waagerecht: 1. Affe, 4. Akut, 8. Bar, 10. Kosel, 14. Obi, 15. Stratege, 17. Ost, 18. Italiener, 20. Apfelsine, 23. Tat, 25. Laban, 26. Amur, 28. BAM, 29. Opa, 32. Dugi, 34. Ei, 36. Oase, 38. Mal, 41. Konzern, 43. Tri, 45. Alk, 46. Triebe, 48. Tegel, 49. USA, 51. Riga, 54. Onega, 55. Ares, 57. Trass, 59. Kauf, 62. Mulm, 65. Chatschaturjan, 67. Niau, 70. Tuch, 71. Silbe, 72. Efeu, 75. Fanni, 77. Agio, 79. AWA, 81. Äneis, 83. Garage, 85. Sud, 87. Nan, 89. Toronto, 91. Ene, 92. Rest, 93. At, 95. Eins, 96. Ahr, 97. Ilo, 99. Iwan, 102. Regan, 105. Aes, 107. Antonowka, 109. Oratorium, 112. TASS, 115. Ero, 116. Kilovolt, 117. Kinetik, 118. Einem, 119. Lee, 120. Lien, 121. Alea, 122. Pari.
Senkrecht: 1. Abitur, 2. Fit, 3. Edla, 4. Area, 5. Kanne, 6. Ute, 7. Tera, 8. beau, 9. Ruf, 10. Kolberg, 11. Ossa, 12. Stimme, 13. Lie, 16. Tiber, 19. Ali, 21. Prokofjew, 22. Doktrin, 24. Adele, 27. Moa, 30. Poe, 31. Angara, 33. Gnu, 35. Ing., 37. Steine, 39. Abel, 40. Ie, 42. Zer, 43. Tartu, 44. Irscha, 47. Iam, 50. Statistik, 52. Ish, 53. Aktion, 56. Schnee, 58. ASC, 60. Aul, 61. Urban, 63. Urueña, 64. Mussorgski, 66. Asi, 68. Iran, 69. Ufa, 73. Färse, 74. Eno, 76. Agronom, 78. Goa, 80. Ati, 82. Ith, 83. Ge, 84. Reiten, 86. Dia, 88. Algol, 90. Onamia, 94. Trave, 95. Eni, 98. Lore, 100. Wake, 101. Noll, 103. Eton, 104. Arta, 106. Step, 107. Ade, 108. Wal, 110. Roi, 111. Uke, 113. ATA, 114. Sir. **Lösungswörter: „Feuerwerksmusik", „Die Kunst der Fuge".**

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Dagmar Wendland 2380 Barth
2. Preis:	75,– M	Hilde Wilkes 7033 Leipzig
3. Preis:	50,– M	Marie Neukirchen 2860 Lübz
4. Preis:	25,– M	Katrin Henschke 3250 Stassfurt

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
Ich habe sie auf den ersten Blick erkannt in ihrem dünnen Röckchen und ihren zerfetzten Schuhen.

Bald trifft man sie mit Eimern am Eisloch, bald mit einem Bündel Reisig im Walde. Immer ist sie freundlich, geht singend durch die Welt
2

Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, schon ist sie fröhlich bei der Arbeit.
3

Ich habe ihr oft mit Regengüssen zugesetzt. Es tat mir leid, aber ich bin nun mal ein Herbstmonat.
5

Da sie uns allen so gefällt, will ich ihr meinen Ring verehren.
6

Ich habe den Wind auf sie gehetzt, sie mit grimmiger Kälte gequält.
4

SO

EINER SCHENKT MAN GERN IM WINTER MAL EIN STÜNDCHEN FRÜHLING.

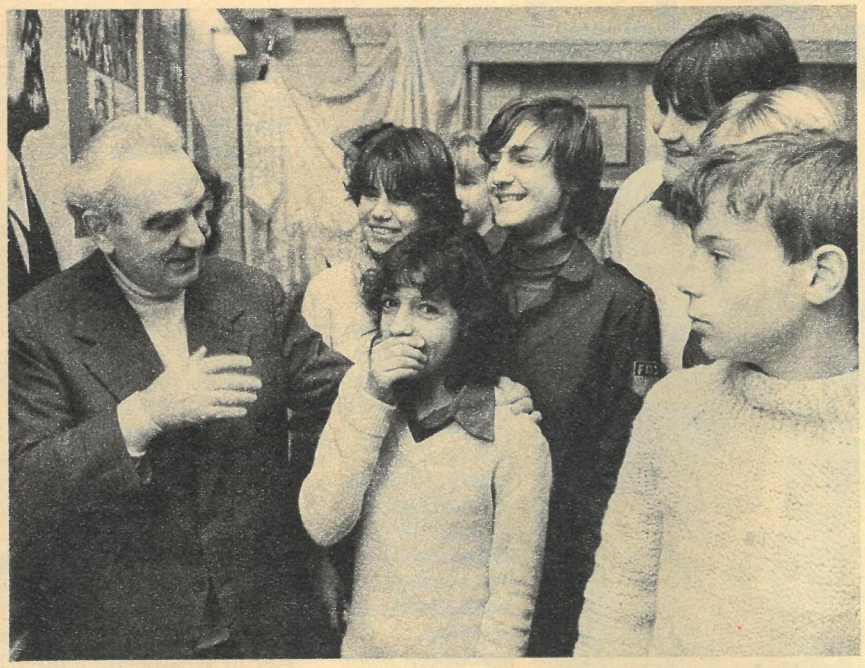
Schneeglöckchen, so groß und wunderschön. Stengel wie aus Samt, Blüten wie Eiskristall. Ich werde eure Güte nie vergessen!
7

Nimm diesen Ring. Gerätst du einmal in Not, wirf ihn auf die Erde und sprich:
8

Kullre, kullre, Ringlein mein,
auf des Frühlings Stufen drein.
In des Sommers Flur hinein.
In des Herbstes Kämmerlein.
Auf des Winters Teppich dann
komm ans Neujahrsfeuer ran!

9

10



An diesem Mittwochmorgen riß sie kein Pausenklingeln vom Sitz. Ihr Klassenzimmer blieb leer. Taschen und Bücher hatten sie zu Hause gelassen, die neunzehn aus der 8 c der Friedrich-Engels-Oberschule in der Schweriner Weststadt. Wandertag war angesagt. Und am Nachmittag trafen sie sich dann zur Jugendstunde im Haus der DSF in der Puschkinstraße 19.

Kein Tag wie jeder andere

Das Haus kennt in Schwerin jedes Kind. Mehr als zwei Jahrhunderte war es Fürstensitz und ist als Neustädtisches Palais in alten Chroniken vermerkt. Das Palais, in dem Erlauchte von blauem Geblüt einst hoheitsvoll durch prunkvolle Zimmer und Säle wandelten, fand vor gut 37 Jahren eine bessere Bestimmung. Am 3. November 1947 wurde es als „Haus der Kultur der Sowjetunion" feierlich-festlich übergeben. Nur wenige Monate später begann hier ein Mann seine Arbeit, der die neunzehn aus der 8 c freundlich begrüßt: Walter Garrandt, der mit dem Schweriner Haus der DSF verbunden ist wie sonst keiner. Hier verbrachte er mit sinnvoller Freundschaftsarbeit die besten Jahre seines Lebens, hier lernte er seine Frau kennen, hier ist er seit 29 Jahren Direktor, hier war er seit 1955 mehr als einmal Festredner der Jugendweihe. Und die Jugendstunden zum Thema „Freundschaft zum Lande Lenins – Herzenssache unseres Volkes", diese Stunden zum Grundthema seines Lebens, bei denen er verständnisvoller Partner vieler junger Leute war, sind nicht zu zählen...

So wird denn auch diese Nachmittagstunde, da ihm die neunzehn aus der 8 c gegenübersitzen, zu einer Stunde besonderer Art. Zu einer Stunde mit Geschichte und Geschichten. „Es gibt nichts in unserem Leben", sagt Walter Garrandt, „das nicht irgendwas zu tun hätte mit der Freundschaft." Und er sieht in Gesichter, auf denen ziemlich deutlich zu lesen steht.: „Na los, Alter, erzähl' uns mal was." Er enttäuscht seine jungen Gäste. Er hält keine Lektion, blickt auf kein Blatt mit Stichworten, um den Faden nicht zu verlieren. Er schaut seine Zuhörer voll an und macht sie durch Fragen aktiv, fordert sie zum Mitdenken heraus.

„Wann begann eigentlich unsere Freundschaft", will er wissen. Hände recken sich. Antworten kommen. Spontan – und falsch. „Am 8. Mai '45". Stimmt das, fragt er zurück. „Ja", sagen die einen, „nein", die anderen. Und nennen Gründe: „Da waren die Menschen doch noch vom Faschismus verhetzt." Also bohrt er weiter. „Nach Gründung der DDR", sagt überzeugt ein aufgeweckter Blondschopf. „Nein", meint ein Mädchen, „schon vor dem 8. Mai, schon im Krieg haben deutsche Antifaschisten für die Rote Armee gearbeitet." Garrandt nickt. Und läßt nicht locker. Er gibt ein Foto von Hand zu Hand, einen Schnappschuß aus einem der Schützengräben des ersten Weltkrieges: Verbrüderung an der Ostfront. Deutsche und russische Soldaten liegen sich in den Armen. Arbeiter in Uniform, aufeinandergehetzt vom gleichen Feind, kriegsmüde, beseelt vom Wunsch nach Frieden. Und das zu einer Zeit, da Lenins Ruf „An alle" Ländergrenzen übersprang, da die junge Sowjetmacht als erstes ihr „Dekret über den Frieden" beschloß und der Schlußsatz aus dem „Kommunistischen Manifest" auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt worden war: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Das Betrachten des alten Fotos bewirkt, daß bei manchem lautlos der Groschen fällt. Garrandt spricht vom Schuß der legendären „Aurora". War das ein scharfer? „Ja", sagen die Vorschnellen. „Nein, ein Blindschuß", sagen die, die in der entsprechenden Geschichtsstunde besser aufgepaßt hatten. Von der Oktoberrevolution, mit der Kapitel II der Weltgeschichte begann, ist's nur ein Gedanken-Sprung zur deutschen Novemberrevolution, zu Kiel, zu den revolutionären Matrosen Reichpietsch und Köbis. „Zwei Schiffe unserer Volksmarine tragen ihren Namen." „Und", sagt Garrandt, „die Arbeiterklasse lernt nicht nur aus Siegen, sondern auch aus Niederlagen." Von Ernst Thälmann ist die Rede. Und sein Wort steht im Raum, daß das Verhältnis zur Sowjetunion Prüfstein ist für jeden Revolutionär.

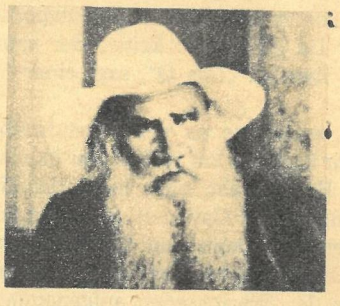
Walter Garrandt, kein Geschichtslehrer, hat dennoch die Aufmerksamkeit aller. Die Zeit vergeht wie im Fluge. Kein Blick gilt der Uhr. Und als er vom Schwerin der ersten Nachkriegsmonate spricht, von der Zeit, da Hunger war und Angst vor Sibirien, tritt Staunen auf manches Gesicht. Hunger ist für sie, geboren in der Geborgenheit unseres Landes, ein Wort nur, und von Sibirien wissen sie mehr und Besseres als noch ihre Großeltern. Für sie ist Sibirien Baikal und BAM, Bären und Akademgorodok, die Stadt der Wissenschaften, ewiges Eis, und vor allem riesige Naturreichtümer, Schatzkammer des Sowjetlandes. „Und welches Zeichen müssen Produkte tragen, die auch Schweriner Betriebe in die Sowjetunion exportieren?" Da gibt es für keinen der neunzehn Zweifel. „Das Q", sagt einer für alle.

„Das wichtigste an der Jugendweihe, die ihr übrigens am 19. Mai hier in unserem Hause habt, sind nicht die Geschenke", sagt Garrandt dann und will wissen, was denn nun das Wichtigste sei. Die Antwort kommt schnell: In den Kreis der Erwachsenen aufgenommen zu werden! „Na ja", entgegnet er, „eigentlich ist man erst mit achtzehn so richtig erwachsen. Auch vor dem Gesetz. Die Jugendweihe aber ist der erste wichtige Schritt auf dem Wege ins Erwachsensein." Er kommt auf das Gelöbnis zu sprechen. Was das denn sei? Zunächst Nachdenken. Dann die Antwort: Ein Eid! „Nein", entgegnet er, „einen Eid schwören die Soldaten." Ein Versprechen, sagt ein Mädchen leise.

„Und was erwarten wir von euch Vierzehnjährigen, wenn ihr nach eurer Jugendweihe Mitglied unserer Freundschaftsgesellschaft werdet?" Zwei Jungen brubbeln etwas. Lauter, fordert er. Und nach dieser Aufforderung zwei Worte: Gut lernen! „Goldrichtig! Und wer von euch will Mitglied werden?" Viele, sehr viele heben die Hand. Kein Wort fällt. Die lautlose Geste ist wie ein Gelöbnis. Ein Versprechen.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)

SCHACH-GESCHICHTEN

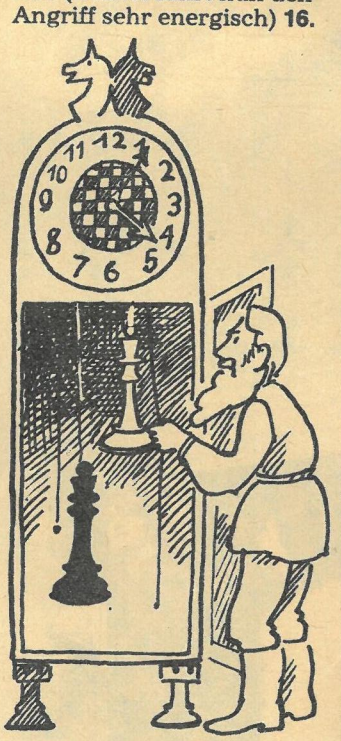


Lew Tolstoi (1828–1910)

„Mein Sewastopoler Freund"

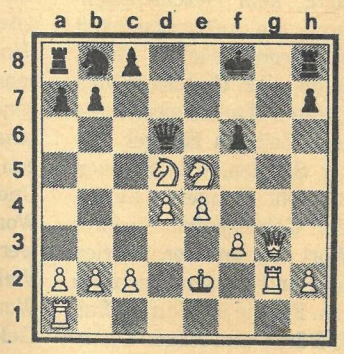
Der große Realist Lew Tolstoi führte vom 18. Lebensjahr bis zu seinem Tode Tagebuch. Diese Tagebücher geben uns minutiös Auskunft, wie lange, mit wem und mit welchem Ergebnis er spielte. Tolstoi war mehrere Jahre Soldat. Er diente im Kaukasus, in der Donau-Armee, im Krimkrieg. In seinen „Sewastopoler Erzählungen" gab er seiner Bewunderung für die Tapferkeit der russischen Soldaten Ausdruck – und seinem Haß gegen den Krieg. Er selbst bewies im Kampf Mut und Umsicht und wurde zur Auszeichnung mit dem Georgskreuz vorgeschlagen. Er bekam es nicht, weil er eines Nachts, als er Wachdienst hatte, nicht auf seinem Posten angetroffen wurde – er spielte mit einem Offizier Schach. Auf der heiß umkämpften 4. Bastion von Sewastopol traf Lew Tolstoi am Schachbrett mit dem Kommandeur des legendären Poltawaer Regiments zusammen, Sergej Urussow. Das war ein tollkühner Offizier von hünenhaftem Wuchs, ein ungewöhnlicher Mensch von vielseitiger Begabung und – einer der stärksten Schachspieler Europas. Von Sewastopol (1854/55) bis zu Urussows Tod (1897) waren Tolstoi und Urussow innig verbunden. Tolstoi sprach von Urussow stets als von „meinem Sewastopoler Freund". In dem strengen Stundenplan, nach dem Lew Tolstois Leben in Jasnaja Poljana ablief, gehörten täglich drei Stunden dem Schach. Seine Partner waren sein Bruder Nikolai, sein Sohn Sergej, die Schriftsteller Mood und Turgenjew, sein Verleger Tschertkow, der Komponist Tanejew, der Pianist Goldenweiser und viele andere Gelehrte und Künstler. In seinen Werken dienten Vergleiche aus der Welt des Schachs zur Charakterisierung von Personen und Situationen. In „Krieg und Frieden" zum Beispiel kam es ihm darauf an, Napoleon als einen gewissenlosen Spieler zu kennzeichnen, der bedenkenlos das Leben Hunderttausender seiner Untertanen opfert. So läßt er ihn am Vorabend der Schlacht von Borodino sagen: „Die Schachfiguren sind aufgestellt; morgen beginnt das Spiel." Tolstois Stil als Schachspieler war scharf und angriffslustig:

Königsgambit
Weiß: Tolstoi – Schwarz: Mood
1. e4 e5 2. f4 ef 3. Sf3 g5 4. Lc4 g4 5. Se5 Dh4+ 6. Kf1 d5 7. L:d5 f3 (Das sogenannte Cochrane-Gambit; man sieht, daß beide Spieler mit der Theorie vertraut sind) **8. gf Dh3+ 9. Ke1 g3 10. d4!?** (Hier sollte Weiß 10. De2 fortsetzen, um 10... Dg2 zu verhindern. Hätte Mood diese Antwort – 10... Dg2 – gefunden, so erlangte Schwarz ein deutliches Übergewicht) **10... g2 11. Tg1 Dh4+ 12. Ke2 Sh6 13. T:g2 c6 14. L:h6! cd 15. L:f8 K:f8** (Tolstoi führt nun den Angriff sehr energisch) **16.**



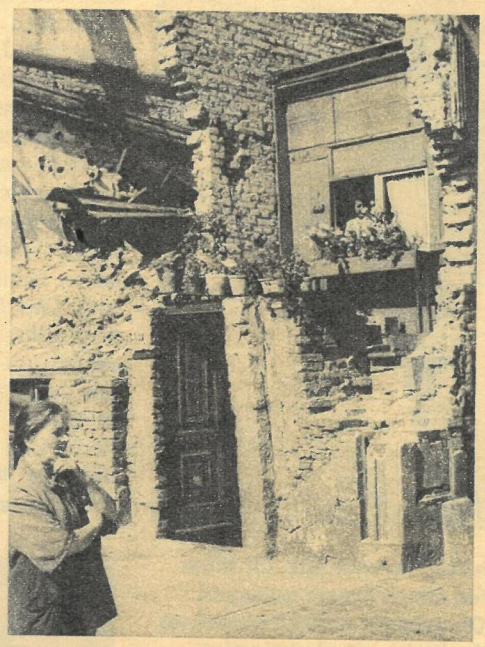
De1! de7 17. Sc3 f6 18. S:d5 Dd6 19. Dg3! (Siehe Diagramm: Gegen die Doppeldrohung 20. Sg6+ und 20. Dg7+ ist kein Kraut gewachsen) **19... fe 20. Dg7+ Ke8 21. D:h8+** und **Schwarz gab** nach wenigen Zügen **auf.**

Heinz Stern



Nächste Folge: Michail Tschigorin, der Junge aus dem Waisenhaus

Ihre Gedanken...



...zu diesem Bild veröffentlichen wir heute zum fünften Mal und danken herzlich für Ihre vielen Briefe. Unser Austausch von Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnissen geht weiter. Von allen Einsendern erhalten monatlich zehn eine Anerkennungsprämie von 50 Mark.

Das Foto bewegt mich stark. So wie dort hat es an unzähligen Orten Europas ausgesehen. Die Blumen am Fenster zeigen, daß das Menschliche nicht untergegangen ist in diesem unmenschlichen Krieg. Die Frau im Vordergrund verlangt mir Hochachtung ab. Scheint sie nicht zu überlegen, was als nächstes zu tun ist? Ich bin froh, daß ich ohne Sorgen und in Sicherheit in einem Land aufwachsen konnte, das auch meiner drei Monate alten Tochter Geborgenheit gibt. Daß wir eine Zukunft haben, bewies unser Staat in den 35 Jahren seines Bestehens. Trotz der Angriffe und der Miesmacherei seiner Feinde!

Cornelia Schulz, Magdeburg

Ich muß an das Lied der Freien Deutschen Jugend denken: „Bau auf, bau auf..." Wir haben es damals begeistert gesungen, und was wir uns erträumten, ist heute für viele Wirklichkeit. Auch ich bewohne seit 20 Jahren eine schöne Neubauwohnung. So wie Wolfen-Nord entstanden in unserer Republik viele neue Stadtteile, ich erinnere nur an Halle-Neustadt oder Leipzig-Grünau.

Brigitte Wünsche, Wolfen

Das Bild bringt all die Kindheitserinnerungen wieder – Menschen, die wie eine Fakkel brannten, rannten und schrien, bis sie zusammenbrachen. Am 28. März werden es 40 Jahre, daß meine Mutter durch Phosphorbomben umkam. Sie war 31 Jahre alt. Ich kam zu einem Kleinbauern, wo ich wie das eigene Kind versorgt, ja sogar als die „Kleine" verwöhnt wurde. Daran denke ich in Dankbarkeit. Aber auch daran, wie es wäre, wenn ich wie meine Schwester in Westberlin lebte. Ob unsere Tochter auch studieren würde? Ob mein Mann noch Arbeit hätte? Unvorstellbar, wenn ein neuer Weltkrieg entfesselt würde mit den Mitteln, die heute vorhanden sind.

Erika Fink, Weißenfels

Ihr Bild weckt in mir Gedanken über Vergangenheit und Zukunft meiner Heimatstadt. Ich bin zwar erst 25 Jahre alt, aber aus Erzählungen meines Opas weiß ich, so und noch schlimmer sah es nach dem fürchterlichen Bombenangriff am 13. Februar 1945 in Dresden aus. Auch die Generation meiner Großeltern erkenne ich auf dem Foto – sie packten zu, als sie nach der Be-

Mehr als eine Million Partisanen

Eine Frage zu den ergreifenden Briefen der sowjetischen Partisanin Vera („Briefe einer Komsomolzin", FW 4/85): Welchen Umfang erreichte die Partisanenbewegung im Großen Vaterländischen Krieg insgesamt?

René Hoffmann, Rostock

Im Hinterland des Feindes operierten während des Krieges mehr als eine Million Partisanen und Illegale. Sowjetische Partisanen setzten rund eine Million Faschisten und deren Handlanger außer Gefecht oder nahmen sie gefangen. Sie zerstörten mehr als 4000 Panzer und Panzerfahrzeuge, sprengten 1600 Eisenbahnbrücken, brachten mehr als 20000 Züge zum Entgleisen. Eine große Bedeutung im Krieg kam den von Partisanen befreiten oder kontrollierten Gebieten zu. In Belorußland zum Beispiel kontrollierten Partisanen von Ende 1943 an rund 60 Prozent des besetzten Territoriums der Republik, also 108000 km². Auf 38000 km² hatte man die Okkupanten verjagt. 185 000 Partisanen wurden mit Orden und Medaillen geehrt, mehr als 230 von ihnen erhielten den Titel „Held der Sowjetunion". *APN*

Keramik in Kuskowo

Zu den Sehenswürdigkeiten von Moskau gehört die Schloßanlage von Kuskowo – auf meinem Foto ein Blick in den gepflegten Park. Als Ergänzung zu Ihrer Porzellan-Serie (Rücktitel ab FW 1/85) ein Hinweis: Dort befindet sich das Staatliche Keramikmuseum mit einer kostbaren Sammlung russischer Porzellane.

Leonhard Penzold, Berlin

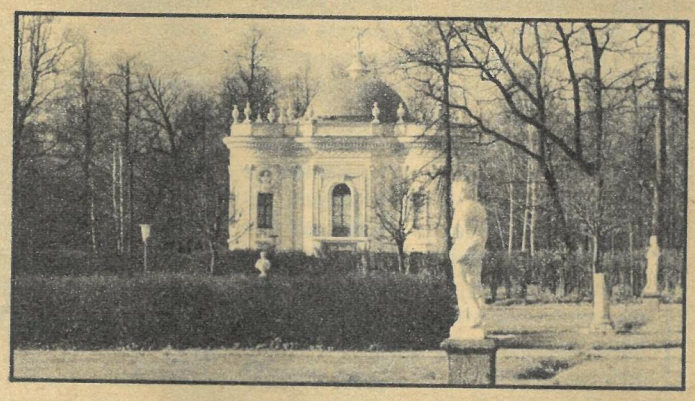
Als „Gemüse"!

Zu Ihrer erschütternden Dokumentation „Erschossen, erfroren, verhungert – in jedem Fall Mord" (FW 4/85): Den russischen Kriegsgefangenen sind vorwiegend Rübenblätter als Gemüse zu verabreichen. So stand es in Verpflegungsanweisungen.

Erich Weller, Roßlau

Wiedergeburt

Wie wunderbar, daß dieses Kleinod der Baukunst („Juwel an der Elbe", FW 4/85) nun wieder nutzbar ist. Und



freiung die Chance dazu erhielten. Ich bin jenen Menschen dankbar, die Dresden in alter Schönheit erstehen ließen, aber zugleich eine moderne Großstadt aufbauten. Die Gerüste der Semperoper hat man schon weitergesetzt an das Schloß. Aber in die Freude über die Schönheit meiner Heimatstadt mischt sich die Sorge um den Weltfrieden. Wie haben sich damals die Menschen geschunden und geplackt, um für uns das aufzubauen, wo wir behütet groß wurden. Ich glaube, daß wir ihnen gegenüber die Verpflichtung haben, das von ihnen Geschaffene zu erhalten, zu schützen und zu mehren.

Jörg Schindler, Dresden

Ich erlebte die letzten Kriegsmonate als Kind in Rathenow. Zu meinen ersten Erinnerungen zählen das Sirenengeheul, die Flugzeuge, das angstvolle Lauschen im Keller. Trümmer und viele Einschränkungen (enges Wohnen, Stromsperren, Schichtunterricht, Lebensmittelrationierung) waren für uns gewohnte Erscheinungen – wir spielten in und um Ruinen, bauten uns „Bunker". Wir freuten uns über jede Geste, die den Lebenswillen förderte – ob es die Graubrötchen in der Schule waren oder Spielsachen von sowjetischen Soldaten.

Uwe Zimmermann, Brandenburg

Nie wieder sollen Kinder in Straßen spielen, die nur aus Trümmern bestehen. *Günter Schüler, Berlin*

Porzellan

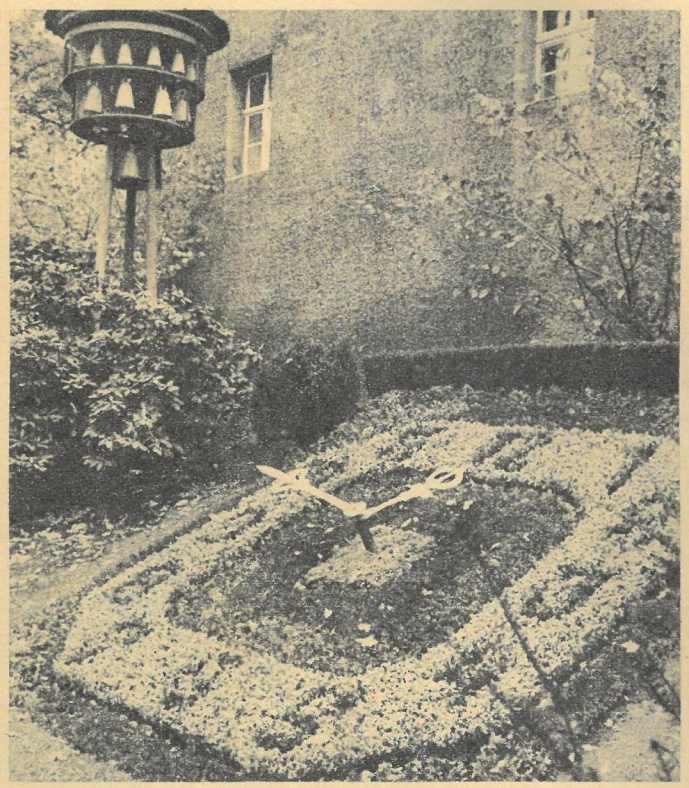
So war es richtig in Folge 5 „Russisches Porzellan" (FW 5/85): Zur Ermitage (Foto oben). Es gewannen: 150 M Hildegard Prescher, Bautzen; 100 M Steffi Schwiesau, Kinderheim Nausitz; 50 M Anni Heinz, Steinach.

Preisfrage

Heft 7/85

Wie heißt das bedeutendste Werk der altmongolischen Feudalliteratur?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 9/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 10. April 1985. Auflösung von Heft 5/85: 30 bis 35 Grad Celsius. Wir gratulieren Regina Wippich, Weida.



Leserfoto

Sommerzeit! Die Blumenuhr in Zittau wurde fotografiert von Alfred Wilhelm, Berlin

Wer schreibt uns?

Juri Tichonow, Journalist, wünscht Briefwechsel mit Jugendlichen aus der DDR über Jugendfragen, Musik und Sport. UdSSR, 353470 Gelendshik, ul. Grintschenko, d. 21, kw. 2

Michail Mischkalo sucht Briefpartner aus der DDR. UdSSR, 290034 Lwow 34, Maurice-Thorez-Str. 19, kw. 15

Juri Iwanow, 21 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit Gleichaltrigen in Russisch. UdSSR, 184161 Murmanskaja obl., p. Afrikanda 2, ul. Komsomolskaja, d. 8, kw. 6

wie schön, daß so viele Menschen durch das Fernsehen teilhaben konnten an der festlichen Wiedereröffnung der Semperoper.

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Möge dieses wiedererstandene Haus in meiner Heimatstadt noch viele Erstaufführungen im Frieden erleben! Dafür setze ich meine ganze Kraft ein, daß ein 13. Februar 45, den ich in meinem lieben Dresden im Bombenhagel überlebte, nie wieder möglich wird.

Gabriela Gäbler, Dresden

Die ersten aus Charkow

In dem Beitrag „Kalte Minsker – leicht bekleidet" (FW 2/85) wird gesagt, daß die ersten Kühlschränke in der UdSSR im Moskauer Autowerk gefertigt wurden. Das stimmt nicht. Die ersten Kühlschränke wurden Ende der 30er Jahre im Charkower Traktorenwerk hergestellt, und ich, damals Leiter des gießtechnischen Labors des Werkes, war unmittelbar an ihrer Produktion beteiligt.

W. A. Uljanow, Charkow

Herzlichen Dank für die Richtigstellung!

Sympathie für Horia

Womöglich ist dies die älteste Leserzuschrift an Ihre Redaktion ... Den Aufstand der transsilvanischen Bauern (FW 5/85) behandelte eine Notiz im „Journal des Luxus und der Moden", das ab 1786 in Weimar erschien: „Ein reisender ungarischer Edelmann kam kurz nach der Catastrophe von Horia und Gloska in eine gewisse Residenzstadt, wo er in einer Gesellschaft verschiedene Damen fand, welche Hüte von einer Form trugen, die ihm auffiel. ‚Wie nennen Sie', fragte er die eine Dame, ‚diese Hüte?' – ‚Á la Horia', antwortete sie schüchtern. – ‚Ists möglich', rief er unwillig, ‚Damen von Stande und unbescholt'nem Rufe tragen eine Mode, die das Andenken abscheulicher Bösewichter unterhält?' Die Dame, welche durch ihre schüchterne Antwort schon verrieth, daß sie sich ihrer Modetorheit schäme, warf erröthend ihren Horiahut auf immer weg und verzieh dem Eifferer gern. Nicht so die andern. Sie fanden den ehrlichen Unger ‚arrogant', ‚impertinent' und schwuren ‚en depit de lui' (ihm zum Trotz) ihre Hüte fortzutragen." – Immerhin fand der Verfasser es seinerzeit geraten, diese Korrespondenz nicht namentlich zu zeichnen.

Hertha Schultz, Erfurt

Zwölf und eine Frage

Die Fragen zu unserem Nachbarland (Preisausschreiben „ČSSR", FW 4/85) haben mein Rentnerdasein in diesen Tagen vollauf bestimmt. Bei der Suche nach den Antworten – ich bin ein bereits deshalb aufgefallener Gast in der Riesaer Kreisbibliothek – stieß ich auf Neues, aber auch Vergessenes kam wieder ans Tageslicht.

Herbert Kurze, Riesa

Ihr Interesse freut uns sehr. In zwei Wochen, im Heft 8/85, erfahren Sie und die vielen anderen Teilnehmer, wer gewonnen hat!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Hildegard Dreyer, Vera Breitenborn, Volker Hohlfeld, Archiv; Zeichnung: Martin Kotsch

Sie fragen wir antworten

Heute Eisfischen

Dieses Jahr sollen auch die Eisfischer zum Zuge gekommen sein. Ich habe so etwas noch nie gesehen.

Walter Müller, Gera

Hier ein Foto auf dem Neumühler See am Stadtrand von Schwerin. Das 400 Meter lange Zugnetz wird eingeholt. Großes Geschick gehört dazu, das Netz unter die Eisfläche zu bringen. Für diese alte, romantische Art des Fischens ist eine Eisstärke von mindestens 15 Zentimetern nötig. Nach vier Jahren war das im Bereich des VEB Binnenfischerei Schwerin erstmals im Februar 1985 wieder möglich.

Angelika Binner

PROGNOSTIK AUF DER SCHAUKEL

Im Moskauer Unionsforschungsinstitut für Körperkultur, wo Prof. Dr. Kusnezow als stellvertretender Direktor amtiert, haben wissenschaftliche Tests mit auf Höchstleistung orientierten Leichtathleten und Gewichthebern darauf verwiesen, daß die Rekordhalter von heute teilweise noch weit davon entfernt sind, was an künftig durchaus Erreichbarem erwartet werden kann. Um die Reserven sportlicher Höchstleistungsträger bezüglich der Kraft und Geschwindigkeit, des Koordinationsvermögens und der Techrik herauszufinden und zu analysieren, wurde ein Komplex mit Trainings-Prüfständen entwickelt, die mit Computern gekoppelt sind.

Wladimir Kusnezow nennt als Beispiel eine Vorrichtung, wo ein Hochspringer in einer technologisch verzwickt konstruierten Schaukel sitzt und sich beim Schwingen mit den Füßen von einer Wand abstößt, die mit Meßfühlern ausgestattet ist. „Innerhalb von zwölf Hundertstelsekunden – solange dauerte die Abstoßphase des Sprungbeins – wurde von dem Springer eine Kraft von 730 kp entwickelt. Diese Kraft muß unter realen, treffender gesagt, ‚Stadion'-Bedingungen aufgewandt werden, wenn er die Höhe von 2,50 m überqueren will. Ich möchte hinzufügen, daß 2,30 Meter das bisher beste Wettkampfresultat unserer Versuchsperson waren."

★

Das Jahr '84 war ein Jahr der Weltrekorde. Die Leichtathleten kamen auf fünfunddreißig. Sie wurden nur noch übertroffen von den Gewichthebern, die allein beim Turnier „Schwarzes Meer" in Warna dreiundzwanzig neue Weltrekordlasten zur Hochstrecke brachten. Nach den zahlreichen Meetings von „Drushba '84" wurden die dort erzielten Weltrekorde addiert – es waren insgesamt achtundvierzig! Und wer selbst unter den gewieftesten Kennern hätte voraussagen wollen, die bulgarische Hochspringerin Ljudmila Andonowa werde 2,07 m meistern? Der sowjetische Superschwergewichtler Anatoli Pissarenko eine 265 Kilo schwere Scheibenhantel bezwingen? Der DDR-Recke Uwe Hohn den Speer 104,80 und der ukrainische Leichtathletik-Dauerbrenner Juri Sedych den Hammer 86,34 m weit werfen? Die unverwüstliche, inzwischen vierunddreißigjährige Leningraderin Tatjana Kasankina für die 3000 m nur 8:22,62 Minuten brauchen?

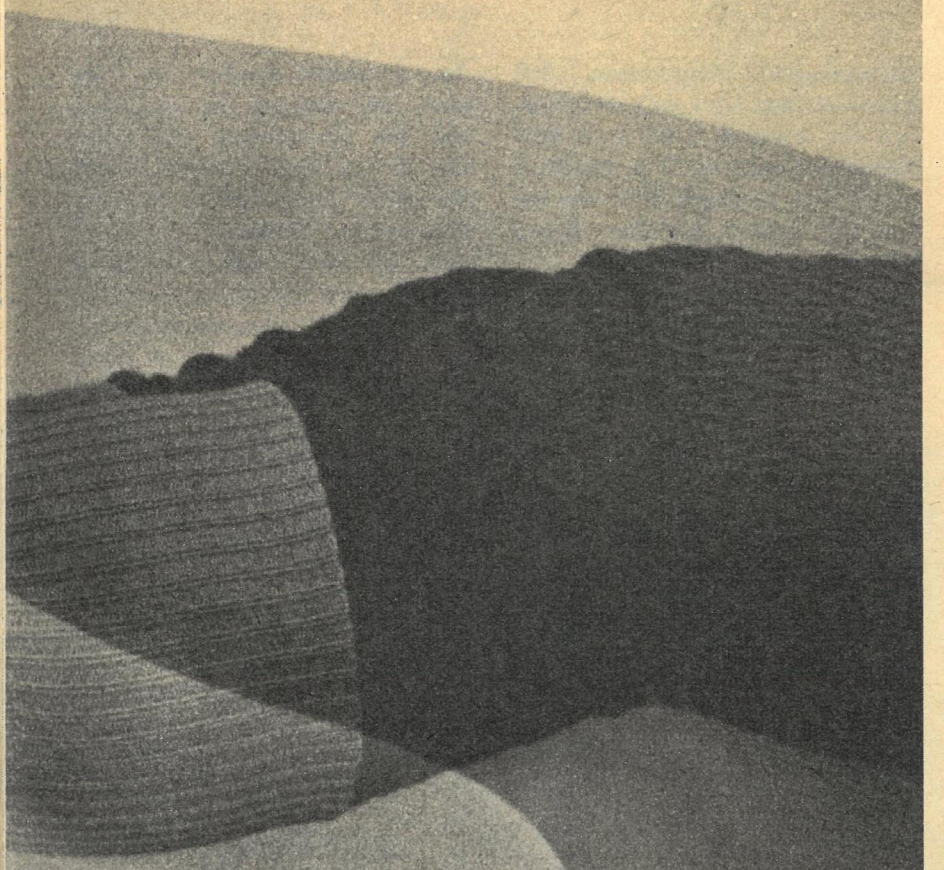
„Die meisten Weltrekordleistungen wurden lange vor ihrem ‚Erscheinen' prognostiziert", antwortet darauf Prof. Dr. Kusnezow. „Wissenschaftler bei uns haben solche Prognosen aufgestellt und sich insgesamt nur unwesentlich geirrt." Was „Prawda"-Sportreporter Wassili Sudakow zu der Zusatzfrage veranlaßte: „Kann man derartige Prognosen nicht mit Weissagen aus dem Kaffeesatz gleichsetzen? Ist es nicht vielmehr so, daß selbst der modernste Elektronenrechner menschliche Leistungen derartiger Güte nicht voraussagen kann?"

Kusnezow widersprach. „Für eine relativ kurze Frist, so bis zu vier Jahren, ist es durchaus möglich, das Niveau sportlicher Resultate zu prognostizieren, und das sogar mit einem recht hohen Genauigkeitsgrad. Zur Beschreibung der Technologie dieser Prognostizierung greife ich das Beispiel der Kugelstoßerin Natalja Lissowskaja heraus. Sie hatte im Mai '84 in Sotschi als erste Frau der Welt die 22,50-m-Grenze erreicht und mit 22,53 m sogar übertroffen. Das wurde, sicherlich zu Recht, als echte Sensation hingestellt. Gleichwohl hatte nicht lange vor diesem Ereignis eine große Autorität in der Leichtathletik, Dr. Leonid Chomenko, errechnet, daß innerhalb der nächsten acht bis zehn Monate irgendeine der weltbesten Stoßerinnen die Weite von 22,50 m übertreffen werde. Diese Prognose basierte auf einer umfangreichen Sammlung von Informationen. Und um diese auf einen einheitlichen, dem dann folgenden Tatbestand am nächsten kommenden Nenner zu bringen, dazu verhalfen uns Elektronenrechner."

Und was sind das für Informationen? „Die motorischen und psychischen Ressourcen der potentiellen Rekordanwärterinnen mußten ebenso erfaßt werden wie die Tendenzen in der modernen Technik bei der Ausführung des Stoßes, die Gewichts- und Größenkennziffern der Athletinnen, die Besonderheiten des internationalen Wettkampfkalenders, die Anzahl der direkten und indirekten Vergleiche zwischen den tatsächlich besten Kugelstoßerinnen der Welt – und nach allen auf dieser Grundlage erarbeiteten ‚Parametern' schließlich auch Meinungen und Erkenntnisse von Experten aus aller Welt."

★

In den olympischen Leichtathletik-Disziplinen wurden 1984 23 Weltrekorde und eine Weltbestleistung (Marathon) aufgestellt, dreizehn



Die gebräuchliche Länge eines Fußballfeldes beträgt 105 Meter. Demnach hat der Speerwerfer Uwe Hohn für seinen 104,80-m-Weltrekord voriges Jahr in Berlin ein ganzes Spielfeld in Anspruch genommen. Das Fußballtor besitzt eine lichte Höhe von 2,44 Metern. Um auch noch über die (beliebig dicke) Querlatte zu kommen, müßte ein Hochspringer mindestens zweieinhalb Meter meistern. Kann er das noch in diesem Jahrhundert? In einem „Prawda"-Interview hat Wladimir Kusnezow – als ehemaliger Weltklasse-Speerwerfer Verdienter Meister des Sports, heute Wissenschaftler mit Promotion und Professur – auf diese und andere Fragen Antworten parat.

sich hier also um einen Irrtum zugunsten des Sports..." Mit einer Wissenschaftsakribie voller Optimismus sieht Kusnezow der Saison '85 entgegen: Die „Königin des Sports", die Leichtathletik, halte geradezu „königliche Geschenke" bereit. Dabei schließt der Professor nicht aus, daß sogenannte Traumgrenzen fallen werden.

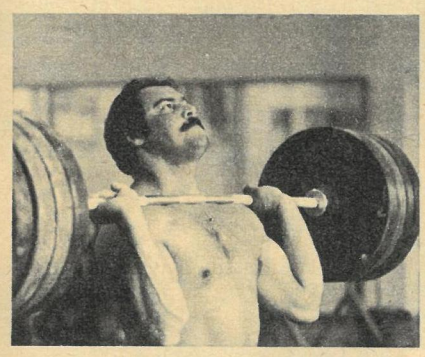
„Nach unseren Berechnungen sind neun Weltrekorde bei den Männern und fünf bei den Frauen durchaus real. Uns jedenfalls wird kaum in Erstaunen versetzen, wenn folgendes geschieht: Bei den Männern ein 5000-m-Lauf unter 13 Minuten, 18 Meter im Dreisprung, 22,50 Meter mit der 7,257-kg-Kugel, die sechs Meter im Stabhoch- und die 2,40 Meter im Hochsprung. Hinzu kommen 27:05 Minuten über 10 000 m, ein Diskuswurf von mehr als 72 Metern, ein Hammerwurf von mehr als 87 Metern. Wahrscheinlich ist auch, daß die Zehnkämpfer dem ‚Neuntausender' sehr nahe kommen. Das ‚schwache Geschlecht' indes wird mit der 4-kg-Kugel die 23 Meter und im Siebenkampf 7000 Punkte erreichen. Voraussehbar ist auch, daß die Langstrecklerinnen die 5000 m in 14:15 und die 10 000 m in 30 Minuten laufen, der Weltrekord über 400 m Hürden an die 53-s-Grenze gebracht wird – vielleicht gibt es die erste 52er Zeit..."

Prof. Dr. Kusnezow spricht schließlich davon, „daß alle Rekorde, die wir in naher Zukunft erwarten können, nur eine weitere Stufe auf dem Weg zu den Höhen menschlicher Leistungsfähigkeit darstellen". Ein Ende ist noch gar nicht abzusehen. Also erübrigt sich die Frage, ob auf dem Gebiet des Sports einmal jemand auftaucht, der im Zweikampf der Gewichtheber zehn Zentner zur Hochstrecke bringt, im 100-m-Sprint keine neun Sekunden mehr braucht, im Weitsprung bei neun Metern landet, worauf ja so viele schon so lange warten...

Die Prognostik wird uns so etwas eines Tages voraussagen. „Wir brauchen sie nicht aus Neugier", betont Prof. Dr. Kusnezow. „Vielmehr ist es für einen Athleten wichtig zu wissen, wo die Orientierungsmarken liegen und wie sie gefunden werden müssen, um am Weltniveau dranzubleiben."

Uwe Hohn (DDR): Als er den Speer 104,80 m weit warf, sagte der Weltmeister Detlef Michel: „Dem traue ich auch noch 110 m zu."

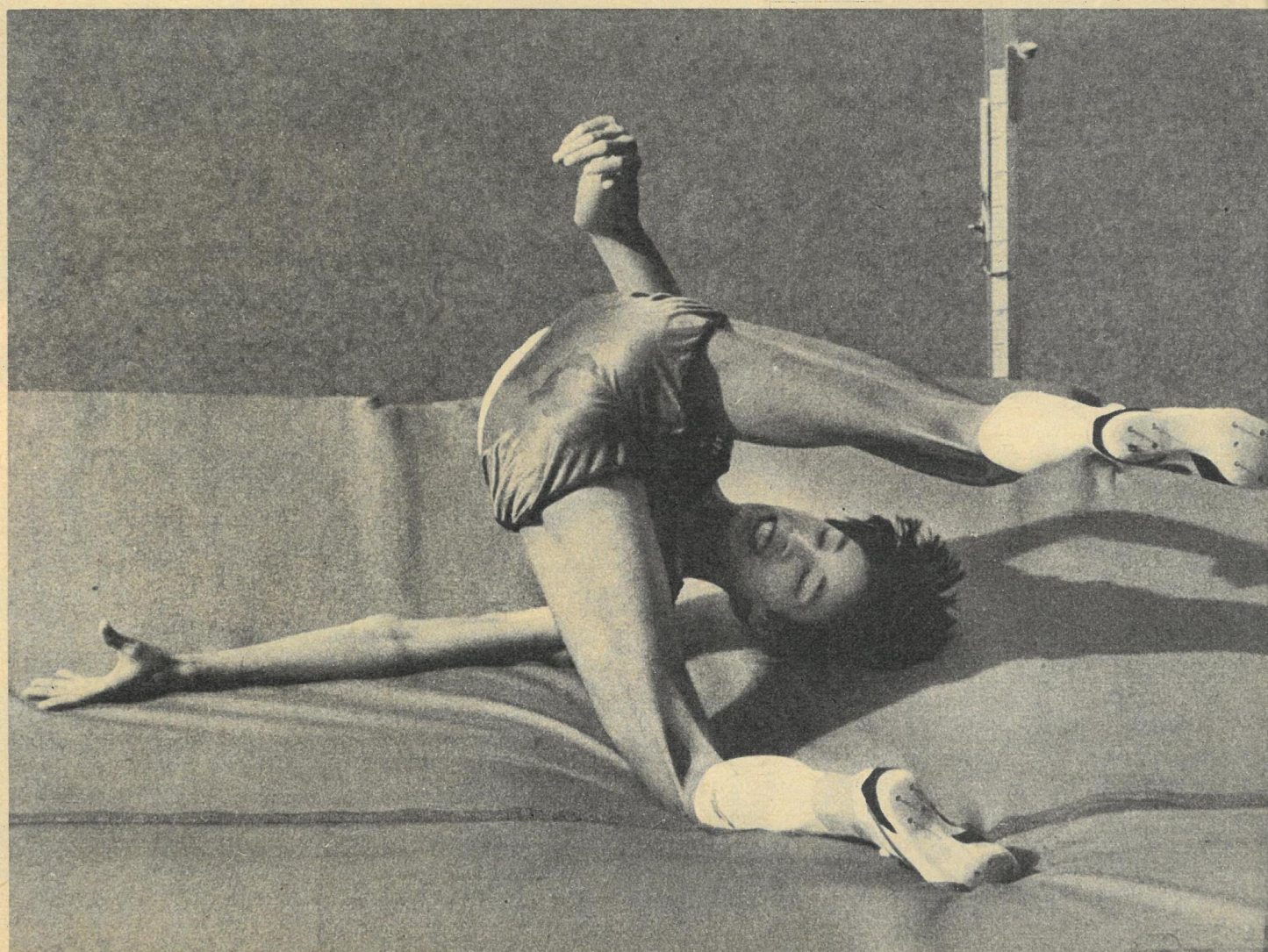
Redaktion: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Igor Utkin/TASS, Alexander Jakowlew/TASS, Detlev Steinberg, FW-Archiv.



Anatoli Pissarenko (UdSSR): 265 Kilo im Stoßen des Superschwergewichts. Fünf Zentner und dreißig Pfund – die höchste Last, die je ein Mensch bezwang!

Zhu Jianhua (China): Hochsprung-Weltrekordler mit 2,38 m. Mögenburg (BRD) sprang jüngst in der Halle schon einen Zentimeter höher. Sind 2,40 m in Sicht?

bei den Männern, elf bei den Frauen. Mit Genugtuung stellt Prof. Dr. Kusnezow fest, daß sie mit einer durchschnittlichen Fehlquote von 0,1 Prozent prognostiziert worden sind. „Eigentlich schlugen uns nur die Werfer ein Schnippchen. Juri Sedych warf den Hammer um fast einen ganzen Meter über unsere Prognose hinweg. Es handelte

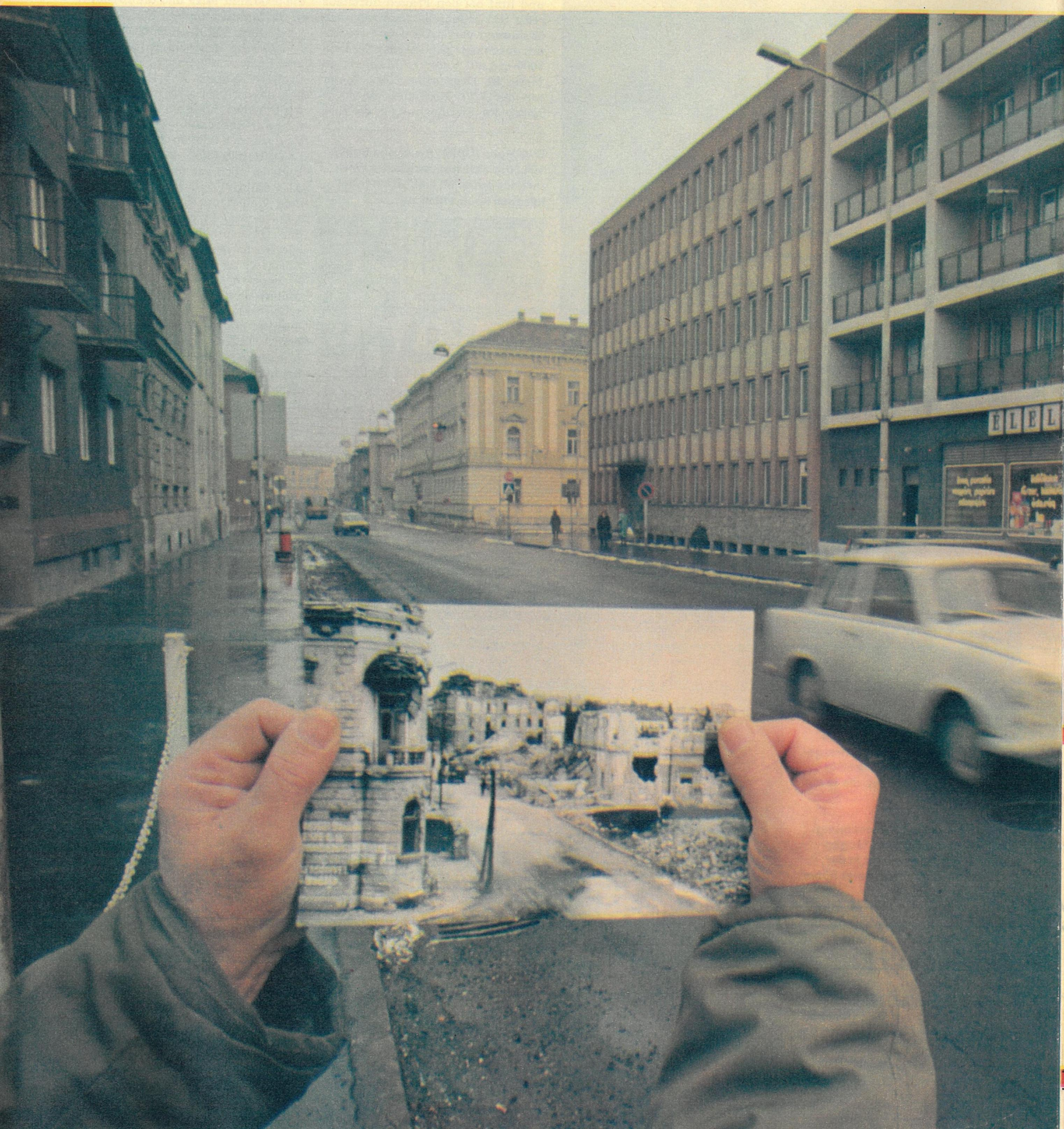


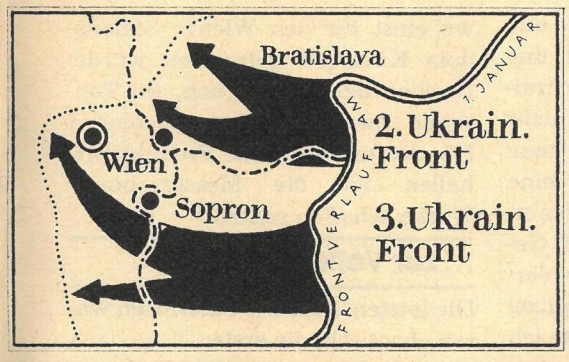
Die Römer nannten die Stadt Scarabantia, die Ungarn nennen sie Sopron. Nur der Wein bewahrt in einigen Markennamen noch die Ortsbezeichnung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie – Ödenburg. Wir fuhren nach Sopron: Trenn- und Verbindungsstück zwischen der Volksrepublik Ungarn und der Republik Österreich. Nach Budapest die am schwersten vom Krieg zerstörte Stadt. Vor allem ist sie die letzte Stadt Ungarns, die die Rote Armee von den Faschisten befreite.

„Von genau dieser Ecke habe ich damals das Foto aufgenommen, im Frühjahr 1945," erzählte uns Béla Finta, zu jener Zeit Fahrdienstleiter auf dem Bahnhof von Sopron. „Die Deutschen nahmen mir manchen Film weg, als ich die zerstörten Bahnanlagen fotografierte. Ich habe trotzdem alles aufgenommen, von der Zerstörung bis zum Wiederaufbau. Auf dem Foto, das Haus hinter dem heutigen Espresso, sehen Sie unsere damalige Eisenbahndirektion."

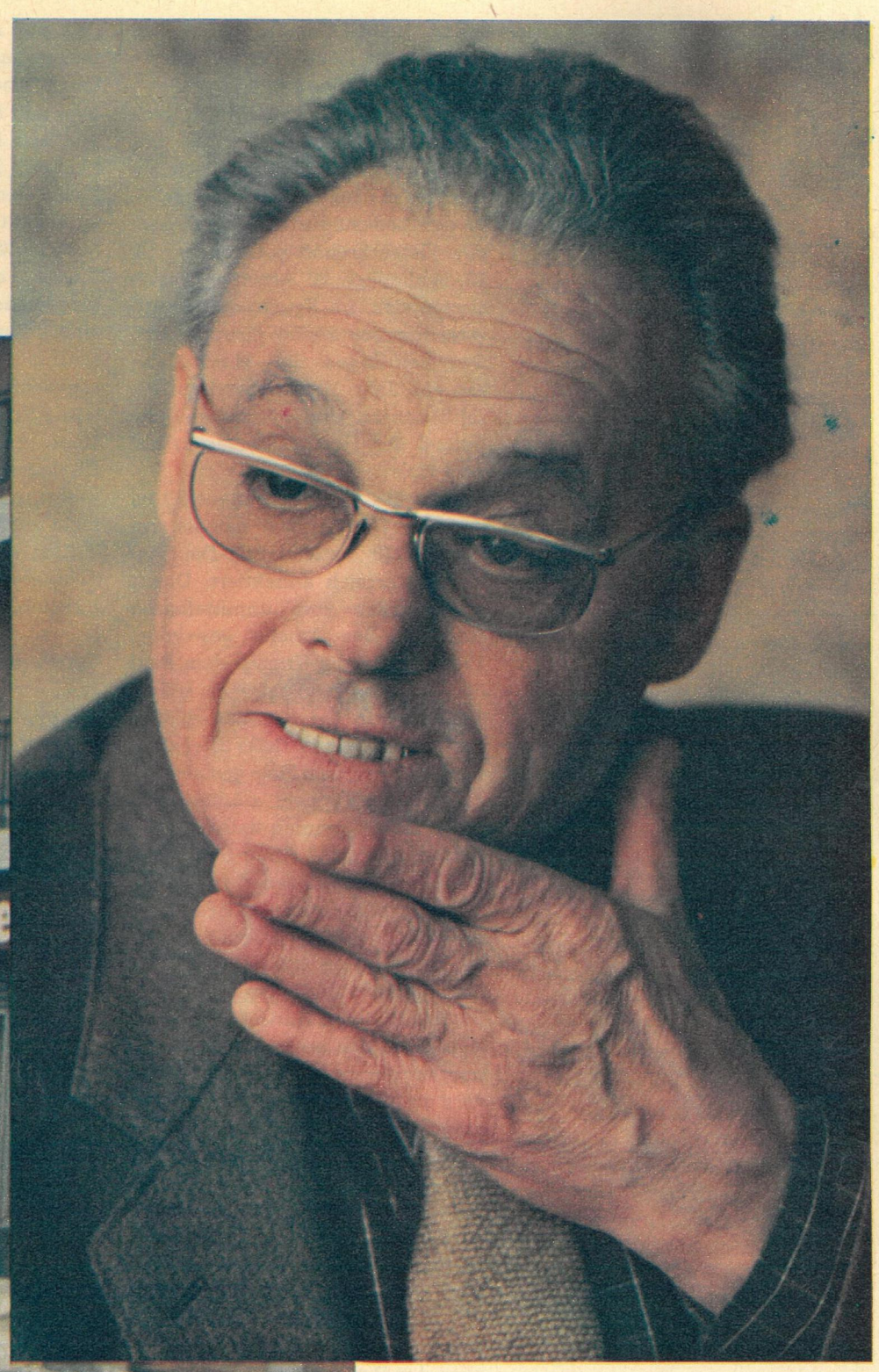
Béla Finta ist einer der sieben Zeitzeugen, die in Sopron für die FREIE WELT-Reporter ihre Erinnerungen bemühten.

„In den letzten Wochen des Frühjahrs 1945 wurden die deutschen und die ungarischen Faschisten hier in die Enge getrieben. Ihre Nervosität versuchten sie mit umso strammerer Haltung auszugleichen. Als zwei Züge in Richtung Westen nicht rechtzeitig abgefertigt werden konnten, zog der deutsche Bahnhofskommandant seine Pistole. Voller ratloser Wut. Hätte





Transdanubien, letztes ungarisches Gebiet, das bis zum 4. April 1945 von den Faschisten befreit wurde.



Schauplätze — Augenzeugen
40 Jahre vom Faschismus befreit

Ödenburger Jahrgänge

Bericht aus Transdanubien von Dieter Heimlich (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)

Das Komitat Györ-Sopron ist unter den 19 des Landes mit seinen 430 000 Einwohnern nur ein mittelgroßes. Neben Industrie und Landwirtschaft ist der Tourismus ein wichtiger Wirtschaftszweig. Györ liegt genau in der Mitte zwischen Budapest und Wien. Ernö Bittmann, 74 Jahre, lange Zeit Parteiarbeiter und Wirtschaftsfachmann, erzählte von seinen Erfahrungen und bereitete uns auf den Besuch in Sopron vor, den Besuch bei Alters- und Kampfgenossen in der am weitesten westlich gelegenen Stadt der Volksrepublik Ungarn.

Ödenburger Jahrgänge

er abgedrückt, wären die Züge trotzdem nicht abgefahren. Seit November 1944 hatten alliierte Bombenangriffe die Bahnanlagen schwer beschädigt. Die Kohleversorgung geriet ins Stocken. Wegen der andauernden Alarme konnte keiner von uns Eisenbahnern mehr ausschlafen. Am 4. März 1945 wurde ein Bombenangriff auf Sopron geflogen, dessen Folgen noch verheerender wirkten als die schweren Bombardements im Dezember 1944. Beide Bahnstationen wurden vernichtet. Es war reine Knochenarbeit, auch nur ein Gleis freizubekommen. Am drittletzten Tag vor der Befreiung gab einer nach dem anderen der Kollegen den Dienst auf. Ich war der letzte auf der Station. Zwei Tage nach der Befreiung kehrten fast alle Mitarbeiter zurück. Unter sowjetischer Leitung begannen wir unseren Dienst – mit Aufräumungsarbeiten. In Abständen von je fünf Metern hatten abziehende Faschisten die Gleise gesprengt. Wie sollten wir ausgebrannte Waggons wieder in Betrieb setzen? Ich lernte demontieren und montieren, unter Anleitung sowjetischer Eisenbahnabteilungen. Von ihnen erhielten wir nicht nur Verpflegung, sondern auch die ersten beiden Lokomotiven. Und noch etwas konnte einem alten Fahrdienstleiter wie mir das Herz wärmen: Wehe dem, der es wagte, der ‚roten Mütze' den Respekt zu versagen! Der bekam von den sowjetischen Offizieren vielleicht was zu hören!"
Als die Eisenbahn wieder rollte, wurde Béla Finta in die Direktion versetzt. Fotografie blieb seine Leidenschaft. Er hat eine Bildchronik seiner Stadt zusammengetragen.

Gegen den „Reichsverweser"

„Wir Schuster haben halt immer politisiert," lächelt Nándor Muhr. „Seit ich denken kann, hat mich die Mutter kommunistisch erzogen. Als ich 1934 Lehrling war, begann ich in einer kommunistischen Zelle mitzuarbeiten. Zwei Jahre zuvor hatte der Admiral Horthy, unser ‚Reichsverweser', angefangen, den Hitler zu kopieren. Die Sozialdemokraten sollten verboten, die Gewerkschaften zu einer Staatsorganisation umgewandelt werden, da begannen die Streiks. Ich zum Beispiel hatte Flugblätter zu verteilen, die kamen aus der Gegend um den Neusiedlersee, von der österreichischen Seite. Damals wußte ich noch nicht, daß der Verfasser Descö Bognár hieß."
Nach der Lehre kam Muhr nach Sopron und lernte Antal Bognár kennen und mit ihm politisch zusammenzuarbeiten. Muhr begann, in der Lederindustrie von Sopron eine Gewerkschaft aufzubauen: 10, 12, schließlich 20 Arbeiter organisierten sich. Im Kriegsjahr 1943 (!) erreichte die kleine Gruppe, daß den Lehrlingen der Mindestlohn für ein Jahr rückwirkend ausgezahlt wurde. Und hatte damit die Spitzel der Horthy-Faschisten auf dem Hals…
Nándor Muhr erinnert an die Situation der Ungarn von damals: Im März 1938 hatte Hitler-Deutschland Österreich annektiert. Damit war Ungarn zum unmittelbaren Nachbarn des „Reichs" geworden. 1940 trat Horthy-Ungarn dem Pakt der Aggressoren bei. Im selben Jahr begann die Kommunistische Partei Ungarns in tiefer Illegalität mit einer präzisen Reorganisation.
„Trotz aller Vorsicht mußten Spitzel herausbekommen haben," erinnert er sich, „daß Antal Bognár im Hause, das einst den Sozialdemokraten gehörte, einen Vortrag über die aktuelle Lage gehalten hatte. Er verdankte seine Informationen einem guten Rundfunkgerät. ‚Habt Ihr das Bild von Horthy auf der ersten Seite der gestrigen Tageszeitungen gesehen? Genossen, bald wird an gleicher Stelle unserer Zeitungen Stalins Bild gedruckt werden!' Kurz darauf begannen die Verhaftungen." Muhr verließ Sopron, nur die Mutter kannte seinen illegalen Aufenthaltsort. Erst am 22. April 1945 kehrte er nach Sopron zurück: „Morgens um acht war ich hier, um neun ging ich zu Bognár, um zehn Uhr war ich Mitglied der Partei!"

Von der Räterepublik…

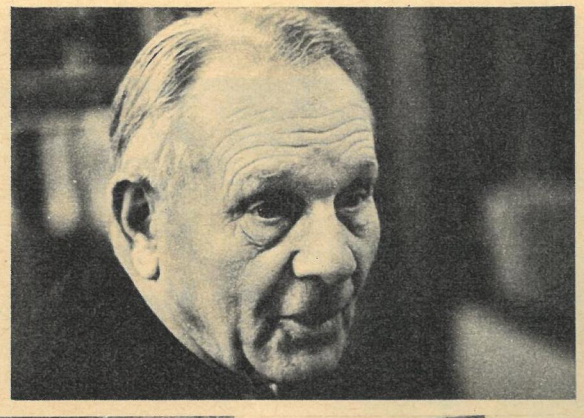
„Ich bin jetzt 76 Jahre alt. Seit 1928 bin ich Mitglied der Partei!" Descö Bognárs weißer Schopf steht in seltsamem Gegensatz zu seiner Lebhaftigkeit. „Als die Räterepublik 1919 niedergeschlagen wurde, konnte mein Vater als einer ihrer Funktionäre nicht in Ungarn bleiben. Ich war zehn, da wir ins Exil nach Österreich gingen. Als die deutschen Faschisten sich Österreich einverleibten, floh Vater nach Schweden. Aber seine politische Erziehung hatte mich bereits geformt. Im Mai 1944 holte mich die Gestapo, weniger an mir interessiert als an Auskünften über meinen Vater. Folglich wußten sie von meiner eigenen politischen Arbeit noch nicht viel. Ein Obersturmbannführer Koch verhörte mich: ‚Wir sind nicht so grausam, wie uns nachgesagt wird. Sie erzählen uns ein bißchen was. Sie unterschreiben, daß Sie sich in Zukunft nicht politisch betätigen, und ich lasse Sie frei.' Bis 1944 hatten wir eine kleine Parteiorganisation in Sopron aufgebaut, nicht stärker als 20 Genossen. Mehrfach hatten wir verhindert, daß uns Gestapo-Spitzel unterwanderten. Und nun sollte ich eine Loyalitätserklärung unterschreiben, als sei das alles nicht geschehen? Meine Weigerung bedeutete KZ. Gemeinsam mit anderen Genossen kam ich ins Nebenlager Bissingen, das zu Dachau gehörte. Zehn unserer Genossen kehrten nicht zurück: Bis an die Hüften in kaltem Wasser, hatten sie ohne Schutzbekleidung Leitungen zu montieren. Der Lagerälteste Adam, der von sich behauptete, ein enger Vertrauter Thälmanns gewesen zu sein, war der ärgste Antreiber, und einige Menschen hat er erschlagen. Welche Art von Lüge und Terror ließen sie denn aus?"

Noch vor der Befreiung kam Descö Bognár wieder nach Hause. Zuerst wurde er Kaderleiter des Parteikomitees, später Bürgermeister in Sopron. „So einen hatten die Leute noch nicht erlebt. Ich war schließlich als Internationalist erzogen und nicht als Lokalpatriot! Ein alter Geschichtslehrer brachte mir behutsam bei: Sieh doch mal, wie schön diese Stadt ist. Die Hälfte davon liegt in Trümmern? Nun darunter liegen die alte römische Bernsteinstraße und viele andere Ruinen. Immer hatten wir Bürgermeister, die diese Stadt geliebt haben… Heute, auf meine alten Tage, bin ich Vorsitzender des Verschönerungsvereins der Stadt. Sie hätte sich seit damals nicht so anziehend verjüngt, hätten wir uns nicht alle verändert!"
„Und außerdem ist er der einzige Bürger von Sopron, der den ‚Verdienstorden für das sozialistische Ungarn' trägt!"

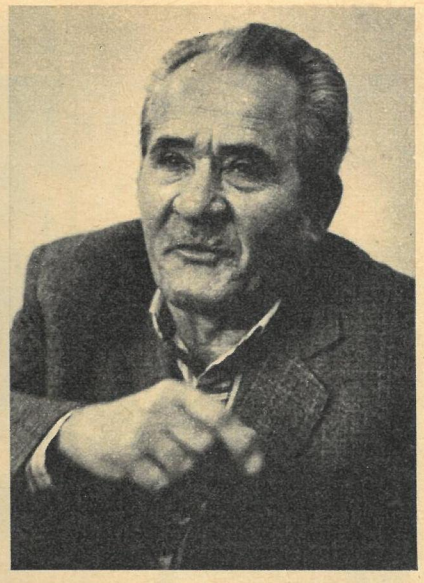
Der 82jährige András Kovács warf es ein, und er setzte fort: „Diese letzten Tage des Krieges habe ich hier in Sopron erlebt. Es mögen an die zehntausend Leute gewesen sein, die rasch noch ihre Uniformen gegen Zivilkleidung eintauschten, um unerkannt zu entkommen. Ungarische und deutsche Faschisten, SS-Leute, die andere wegen Desertion erschossen und anderntags selbst in Zivil flohen. Innerhalb von Stunden wurden Juden und Kriegsgefangene, Zuchthausinsassen und Zwangsarbeiter aus den Steinbrüchen erschossen. Die letzte Regierung der ungarischen Faschisten floh hierher, saß erst im Hotel ‚Löwe,' dann im Steinbruch. Dort, wo einst für den Wiener Stefansdom Kalkstein gebrochen wurde. In eben dem Steinbruch, wo Tausende Zwangsarbeiter mit bloßen Händen unterirdische Produktionshallen für die Messerschmitt-Werke schaffen sollten."

…zur Volksrepublik

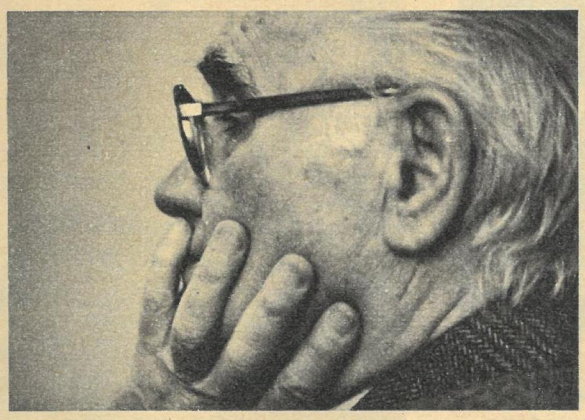
Die letzten Tage der Faschisten waren chaotisch, die ersten Tage nach der Einkreisung durch die Rote Armee – Totenstille. Dr. István Hiller, damals ein zehnjähriger Junge, erinnerte sich: „Unsere Wohnung lag an der Kreuzung zum Adlerplatz. Ich sah den Einmarsch der faschistischen deutschen Truppen 1944, ich überlebte die Bombardierungen, ich sah den Abzug von Hitlers Soldaten. In den letzten Tagen zogen Großmutter, Mutter und ich, Vater war gestorben, in den Keller. Als sich tiefe Stille ausbreitete, kletterten wir heraus. Soldaten und Zivilisten lagen im Sterben oder waren schon tot. Neben den Leichen lagen krepierte Pferde. Die deutschen und ungarischen Toten wurden in den folgenden Tagen in Massengräber gesenkt, wo sie gerade umgekommen waren. Ein katholischer Pfarrer, Dr. Alajos Németh, versuchte, möglichst viele zu identifizieren, um sie später ordentlich beisetzen zu lassen und die Angehörigen zu benachrichtigen.
Am Ostersonntag, ganz in der Frühe, kam der erste sowjetische Soldat. Großmutter sprach kroatisch und konnte sich mit ihm verständigen. Wir hatten noch Zucker. Großmutter hatte einen Guglhupf gebacken, ihn festlich in Papier eingeschlagen und überreichte ihn. Und er nahm ihn an! Dann rannte eine Frau die Straße hinunter und rief: ‚Kommt's nur nauf, man kann gut nach'er Kirchen gehn! Sie tun ein'm nix, die Russen!'
Nach ein paar Wochen konnte ich mich mit den Soldaten schon ganz gut verständigen. Natürlich wußte ich zuerst, was auf russisch Brot hieß oder Eier. ‚Du bist Waise?, fragten sie, und mißtrauisch: ‚Vater gefallen im Krieg?' – Nein gestorben! Ich weiß nicht, ob sie anders reagiert hätten bei anderer Antwort. Ich weiß nur noch, daß ich stets etwas Eßbares von ihnen bekam.
Ich habe später Philologie studiert, russische und deutsche Sprache. Bin aber weder Diplomat noch Philologe geworden, mich zog es zurück nach Sopron."
Der Direktor der bedeutenden wissenschaftlichen Bibliothek der Hochschule für Forst- und Holzwirtschaft, Dr. Hiller, schrieb neben vielen anderen wissenschaftlichen Arbeiten auch die Chronik der letzten Jahrzehnte von Sopron.

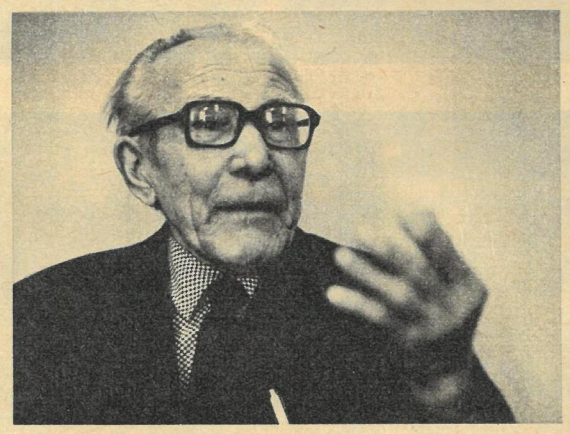


Béla Finta, fotografierender Eisenbahnchronist in Sopron (rechts)

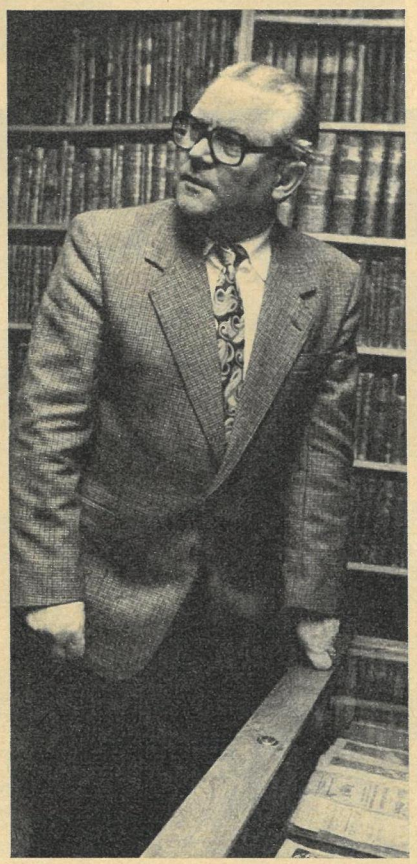


Nándor Muhr, Mitbegründer der ersten ungarischen Schuhmachergenossenschaft (links)





Antal Bognár vor dem Zugang der Steinbrüche von Fertörákos, heute eine Felsenbühne (oben)



Bruder Descö Bognár, erster Bürgermeister in Sopron nach der Befreiung des Landes (oben)

Dr. István Hiller, Bibliotheksdirektor und Autor der Ortschronik von Sopron (links)

„Vielleicht sind die guten wie die bösen Kindheitserinnerungen nicht unbeteiligt daran, daß ich ein engagierter Zeitforscher geworden bin."

Aus dem Steinbruch ans Licht

„Ich fahre Sie hinaus zum Steinbruch, es sind bloß ein paar Kilometer!" Antal Bognár holte seinen Lada aus der Garage.

„In der Silvesternacht 1944 klopfte es. Mein Bruder! Zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, war Descö die Flucht gelungen. Die Stadt wimmelte von Pfeilkreuzlern und Gestapo. Also brachten wir uns in Sicherheit in den weiträumigen Steinbrüchen von Fertörákos. Von dort aus sieht man den Neusiedlersee, konnte man das Herannahen der sowjetischen Befreier beobachten... Am 4. April erschien in Sopron die erste Ausgabe von ‚Uj Szö' (Neues Wort), herausgegeben von den sowjetischen Behörden in ungarischer Sprache: Sopron befreit! lautete die Schlagzeile. Das Blatt war rechtzeitig zur Siegesfeier in Budapest. Der 4. April ist seither der ungarische Tag der Befreiung".

Die Brüder Bognár und András Kovács waren die ersten Kommunisten, die sich als Mitglieder der Partei wieder ans Licht wagten. Neun Menschen zählte die Gruppe, als im nächsten Monat ein Genosse aus der Industriestadt Györ nach Sopron kam, um Kommunisten zu suchen. Sozialdemokraten und Kommunisten waren bis zur Vereinigung der Parteien etwa gleich stark. Antal Bognár und András Kovács saßen nebeneinander im Rathaus und bildeten ein Rechtfertigungskomitee. „In einer relativ kleinen Stadt kennt jeder jeden; wir wußten, wer den Faschisten nahegestanden hatte. Unser sowjetischer Stadtkommandant Romanow beobachtete streng, ob auch wir streng genug urteilten."

Antal Bognár erhielt den Parteiauftrag, die Industrie zu reorganisieren und wurde später zum 1. Sekretär der Stadtparteileitung berufen. Trotz der aufreibenden Funktion nahm er ein Fernstudium auf. Als er Forstingenieur war, übergab ihm die Partei 1965 die Leitung des Forstwirtschaftsbetriebes Sopron. Neue Kader waren nachgewachsen. Wir nahmen von ihm Abschied mit einem Essen und einer Flasche Ödenburger aus einem alten Jahrgang.

Fahrt in den Frühling

Während es in Sopron windig und bitterkalt war, fuhren wir durch die Weinfelder zurück, und die Sonne begann, den Schnee von den Rebstöcken zu schlecken. Wir erinnerten uns an Ernö Bittmann, als der Zug auf Györ zurollte.

Voller Stolz hatte er erzählt, daß in diesem Gebiet von nur vier Prozent aller Ungarn rund acht Prozent des Nationaleinkommens produziert werde: In der größten Kunstlederfabrik Europas, in den Textilbetrieben, die Gardinen und Feintextilien produzieren, in Dieselmotoren- und Landmaschinenwerken, in der Teppichfabrik Sopron, die ihre Erzeugnisse in die einst klassischen Teppichländer des Nahen Ostens exportiert...

Produkte Transdanubiens werden in die Sowjetunion wie in die USA verkauft. Dennoch sei in den lebhaften Diskussionen während der Vorbereitung auf den XIII. Parteitag der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei eine Menge von Reserven zu Tage gekommen, verborgen in Organisation und bislang unzureichend erschlossenen Initiativen der Wirtschaft, besonders in der Industrie. Auch die Landwirtschaft, wie der Weinbau, habe etliche Hoffnungen enttäuscht. Solche Mängel einzig dem Wetter zuzuschreiben sei ebenso unsinnig, wie die eigenen Leistungen herauszustreichen und Mängel in der staatlichen Leitung zu suchen. Ein neues Bezirkskrankenhaus mit 2500 Betten wurde im Vorjahr übergeben, seit 60 Jahren erstmals wieder ein Theater gebaut, Schulen, Bibliotheken, Kindergärten geschaffen. Das sollte nicht vergessen, wer über durchaus gerechtfertigte Wohnungsprobleme spräche. Ernö Bittmann, Absolvent der „Roten Akademie für Ökonomie", ist kompetent, darüber zu urteilen. Längst im Ruhestand, gönnt er sich dennoch keine Rentner-Ruhe: Er war an der Gründung einer Außenhandelskammer beteiligt und ist noch heute Vorsitzender der Industriekammer im Komitat...

Karte: Larisch

LANDSCHAFT IN UNSERER HAND

Bild oben: Am Rande der Schneefelder gedeihen die rotblühende Primula algida und die fast weiße Faltenlilie (Lloydia serotina). – Unten: der Kaukasische Rhododendron.

Wo der Apollo fliegt

Naturschutzgebiet Teberda im Großen Kaukasus

Über eine Länge von 1100 Kilometern zwischen dem Kaspisee im Osten und dem Schwarzen Meer im Westen erstreckt sich der Große Kaukasus. Er gehört zum System der jungen Faltengebirge, die im wesentlichen im Tertiär herausgehoben wurden. Die Gebirgsbildung beruht auf vulkanischen, bis heute fortwirkenden Erscheinungen. Zwar sind die großen Vulkangipfel des Elbrus (5633 m) seit langem erloschen, doch künden Erdbeben und heiße Quellen davon, daß die Erdkruste hier noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

Der Große Kaukasus ist stark vergletschert, man zählt mehr als 1400 Eislager, davon bedecken allein 22 die Hänge des Elbrus. Wer je das Glück hatte, in einem kleineren Flugzeug den Kaukasus zu überqueren, dem werden die Ausblicke auf die schroffen, unzugänglichen Gebirgsketten mit ihren bläulich schimmernden Eiszungen der Gletscher, die oft erstaunlich weit in die Täler hinabreichen, für immer unvergeßlich sein.

Nord- und Südflanken des Kaukasus trugen einst einen geschlossenen Waldmantel. Auf der Südseite reichen die Wälder an vielen Stellen noch bis an die Küste des Schwarzen Meeres, während auf der Nordseite Waldsteppen, also von Waldinseln durchsetzte Grasländer, sich bis in Höhen von 800 Meter hinaufzogen. Diese Bereiche sind heute fast gänzlich kultiviert; selbst in die untere Bergwaldstufe, die sich an die Waldsteppen anschließt, drang der Mensch ein, rodete die Eichen-Hainbuchenwälder, um Weideland für seine Herden zu gewinnen.

Das Innere des etwa hundert Kilometer breiten Kaukasus blieb jedoch auf weiten Strecken unbesiedelt. Erst zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen Wissenschaftler, vor allem Geologen und Biologen, in das nahezu menschenleere Gebirge, ihnen folgten Bergsteiger und Touristen. Zu den Erforschern des Kaukasus gehörte der Schweizer Botaniker Professor Rikli, der tief beeindruckt war von dem Reichtum und der Schönheit vor allem des westlichen Teils. 1913, nach dem Besuch von Teberda, betont Rikli in einem Bericht, daß das Gebiet hinsichtlich der Pracht und Fülle seiner Blumen, des Bestandes der Wälder und Wiesen reicher sei als die Schweizer Alpen. Wörtlich schrieb er: „Dieser wunderschöne Diamant der kaukasischen Berge mit seiner majestätischen und verführerischen Ursprünglichkeit verdiente schon lange, geschützt zu werden." Noch im Jahre 1914 diskutierten Gelehrte des Kubangebietes die Möglichkeiten, hier ein Reservat einzurichten, doch das blieb beim Wunsch.

Erst 1935, nach Festigung der Sowjetmacht, beschlossen die Deputierten der Arbeiter des Karatschewsker Autonomen Gebietes die Errichtung einer Schutzregion. Dieser Beschluß wurde im März 1936 vom Rat der Volkskommissare bestätigt.

Zu den ersten Aufgaben der Naturschützer am Oberlauf der Teberda gehörte die Wiederherstellung geschädigter Bergwälder und die Erforschung der Bedingungen für einen möglichst umfassenden Schutz der einmaligen Gegend. Dabei stand von Anfang an die Frage gleichzeitiger Nutzung der außerordentlich günstigen bioklimatischen Verhältnisse für touristische Zwecke im Vordergrund. Seit 1930 besteht im Zentrum des Gebietes die Touristenstation Dombai, inzwischen wird die Gegend jährlich von etwa 500 000 Menschen besucht. Das erfordert ein strenges Regime, in dem unter anderem festgelegt ist, daß die naturwissenschaftlich wertvollsten Abschnitte des mehr als 83 000 Hektar umfassenden Reservats nur in Begleitung erfahrener Bergführer betreten werden dürfen.

Auch das Bujolgental, eines der schönsten Hochtäler des Kaukasus (Bild links), gehört zu diesen streng geschützten Zonen. Hinter den letzten Orientfichten und Nordmannstannen öffnen sich die Hänge und geben den Blick auf die bis 4000 Meter aufragende Hauptkette des Gebirges frei. Aus den saftig grünen Wiesen des Talgrundes leuchten fleischfarbene Orchideen und Primeln, weiße Anemonen und blaue Enziane in paradiesischer Fülle. Die Bachufer werden von hohen Staudensäumen mit blauem Eisenhut und großen weißen Schirmblütlern begleitet, an den Talflanken hat sich ein typischer Krummholzgürtel ausgebildet. Hier wachsen krummschäftige Moorbirken und Buchen zusammen mit der Kaukasischen Alpenrose (Rhododendron caucasicum). Wegen ihrer immergrünen, lederartigen Blätter vermag die dicht an den Boden geschmiegte Zwergpflanze bis in die Region des ewigen Schnees vorzudringen. Wo sie ihre blaßvioletten bis cremefarbenen Blüten entfaltet, leben so typische Hochgebirgstiere wie das Kaukasische Steinhuhn und das Kaukasische Birkwild. An warmen Sommertagen fliegt hier der Rote Apollo (oben, Mitte), ein seltener Schmetterling, der die asiatischen und europäischen Hochgebirge bewohnt. Zu den imposantesten Tieren des Reservates zählen die Kaukasischen Steinböcke. Nur wenige Touristen haben sie zu Gesicht bekommen; denn sie ziehen sich im Sommer in die Einsamkeit der Firnschneefelder zurück.

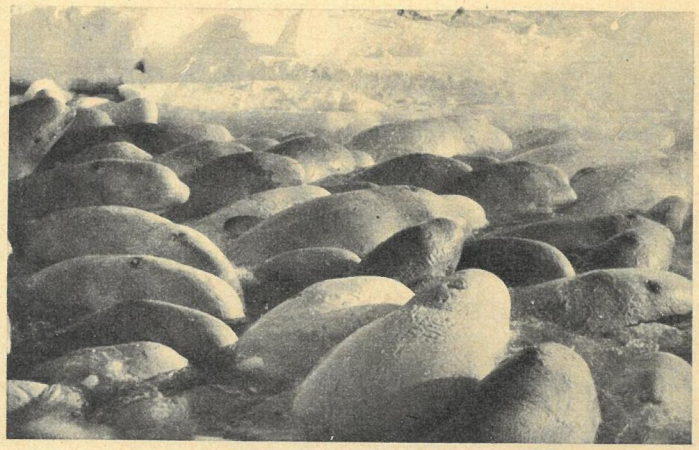
137 Arten von Wirbeltieren wurden im Reservat festgestellt, die Zahl der im Gebiet wachsenden Blütenpflanzen beträgt 1175, davon sind 186 Arten nur im Kaukasus vorhanden. Diese unvergleichliche Hochgebirgswelt mit all ihren Reichtümern zu bewahren und gleichzeitig den Erholungsuchenden zu erschließen, darin besteht die große Mission des Staatlichen Naturschutzgebietes Teberda.

Dr. Lebrecht Jeschke

Fotos: Dr. Jeschke (3), Dr. W. Engelhard

Hinter unüberwindlichen Eisbarrieren, vom offenen Meer abgeschnitten, drohte Tausenden Weißwalen im zugefrorenen Flachwasser vor der Tschuktschenhalbinsel der Tod. Da schaffte der Eisbrecher „Moskwa“ den Durchbruch und brachte

Rettung in letzter Minute



Rettung in letzter Minute

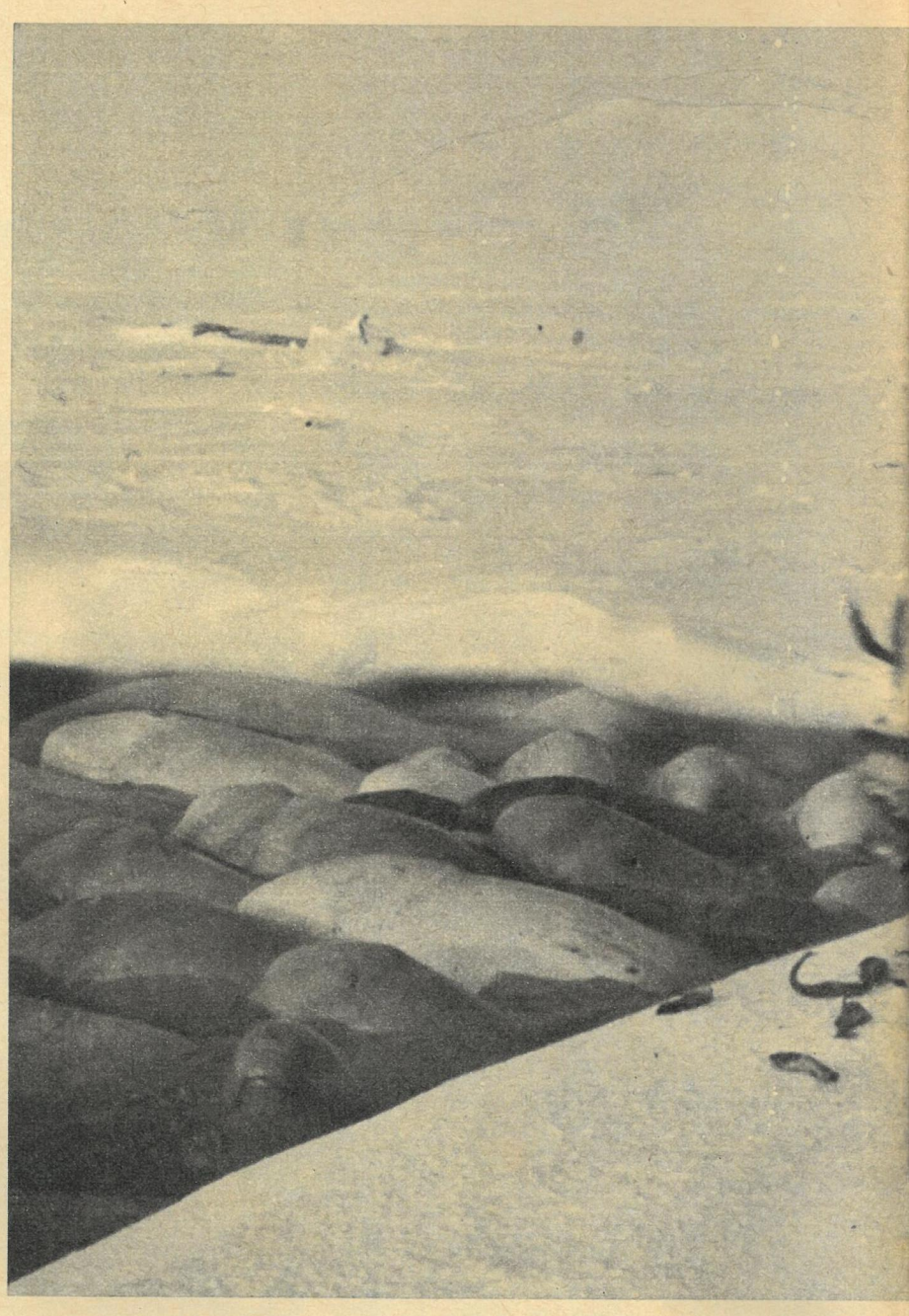
„Zehn Tage später, und das Schicksal der Tiere wäre zweifellos besiegelt gewesen", erklärte mir Dr. Sergej Klumow. Der jetzt 79jährige Meeresbiologe, Mitarbeiter des Instituts für Evolutionsmorphologie und Ökologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, hat fünf Jahrzehnte seines Forscherlebens den Weißwalen gewidmet und kennt sich unter ihnen aus wie sonst kaum jemand. Daß auf dem Speisezettel der Polardelphine – wie sie auch bezeichnet werden – die wohlschmeckenden Saikas einen Spitzenplatz einnehmen, hat er schon 1937 feststellen und in einer Veröffentlichung ausführlich beschreiben können. „Diese bis zu fünfundzwanzig Zentimeter langen Fische sollten nunmehr den wohl klügsten Meeresbewohnern im Fernen Osten zum Verhängnis werden", erzählte er. „Angelockt von einem riesigen Saika-Schwarm, der sie alle Vorsicht vergessen ließ, folgten die bis zu anderthalb Tonnen schweren Meeressäuger ihnen ins Flachwasser der Bucht des Verrats, auch Golownibai genannt, wo im äußersten Nordosten der Sowjetunion das Eiland Arakamtschetschen von der Tschuktschenhalbinsel getrennt wird. Zu Beginn des Jahres plötzlich landeinwärts einsetzende Stürme versperrten mit hohen kilometerlangen Eisbarrieren den Rückweg ins offene Meer. Die strengen und andauernden Fröste in den folgenden zwei Monaten taten ein übriges: Das flache Küstenwasser fror langsam zu, immer enger schloß sich der tödliche Eisring um die Delphin-Kolonie..."

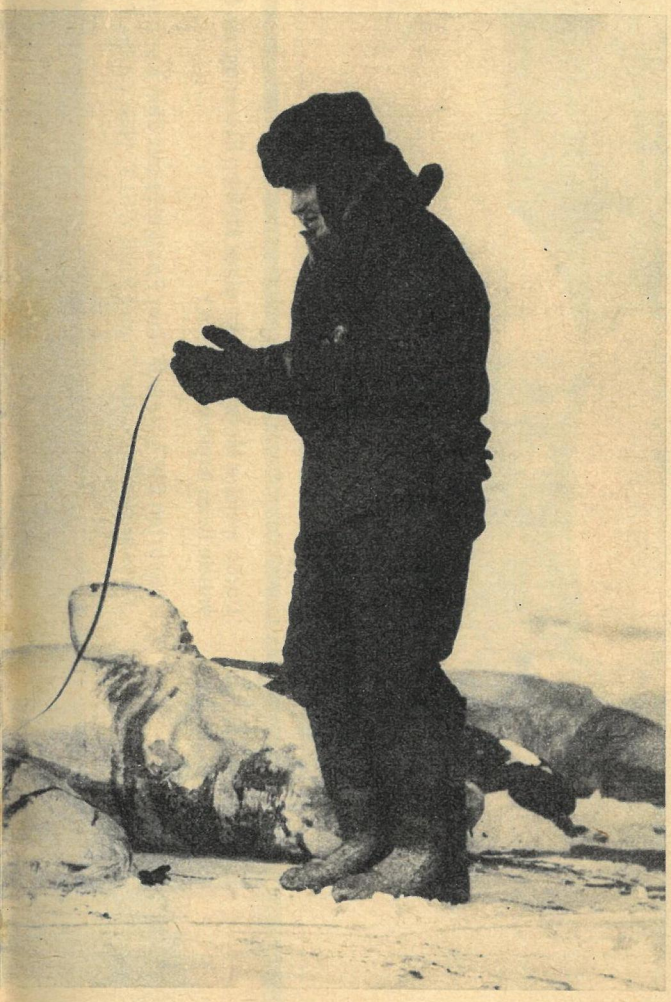
Daß Weißwale in die Eisfalle geraten, ist kein Einzelfall. Insbesondere im hohen Norden, wo beispielsweise im Weißen Meer jährlich ein bis zwei Herden von den dort driftenden Schollenfeldern eingeschlossen werden. „Die kräftigen Tiere tauchen dann unter den Rand des Eises und brechen es von unten her mit ihrem Rücken auf", erklärte Dr. Klumow. „Das ist zwar manchmal recht mühselig, doch auf diese Weise haben sie noch immer den Ausbruch in Gebiete mit ausreichender Nahrung und Bewegungsfreiheit geschafft. Im hohen Norden aber, wo solche Fälle oft beobachtet wurden, sind die Weißwal-Herden nur klein, übersteigen kaum 150 Tiere. Im Fernen Osten dagegen ziehen sie in der Regel zu Tausenden und aber Tausenden durchs Meer. Auf meiner ersten Expedition Anfang der 30er Jahre war ich von dem Anblick des schier endlosen Zuges der gelblich-weißen Rücken, die das Wasser durchpflügten, geradezu fasziniert. Dieser geographische Unterschied im Herdenverhalten mag auch der Hauptgrund sein, weshalb der an sich nicht ungewöhnliche Eiseinschluß der darauf von Natur aus eingerichteten Tiere – nunmehr erstmals auch im Fernen Osten bekannt geworden – hier mit einem Mal zur Katastrophe auszuarten drohte. Nachdem der Jäger Wassili Peljatschaiwyn bei seinem Abstecher zum weitab von allen Siedlungen liegenden Senjawin-Sund die eingeschlossenen Tiere entdeckt hatte, schwammen sie schon Mitte Februar nicht mehr im Wasser, sondern standen gewissermaßen eingekeilt einer neben dem anderen mit erhobenem Oberkörper und schnappten nach Luft, um dann wieder einem der drunterliegenden Artgenossen Platz zu machen... Ohne Nahrung wären die Tiere vielleicht noch eine Weile ausgekommen, doch in der Bewegungslosigkeit an der kalten Luft drohte ihnen jetzt eine Unterkühlung der Atemwege und der Erstickungstod!"

Die eigentlich sehr scheuen Tiere ließen sich anstandslos von den aus der Umgebung herbeigeeilten Menschen berühren und waren bereits derart apathisch, daß sie auf Versuche zur Fütterung mit Fischen kaum reagierten. Das Eis aufzubrechen, gelang den Einheimischen nicht.

Sollten die dreitausend eingeschlossenen Tiere im Eis elendig verenden?

Die Fischer schickten einen Notruf an ihre Zentrale. In der Gebietsverwaltung entschied man sich für ein einmaliges Experiment: Der gerade in der Region eingetroffene Eisbrecher „Moskwa" erhielt Order, den Durchbruch zu versuchen. „Der Vorstoß des Eisbrechers war ein gewagtes Unternehmen", berichtet in einem Telefongespräch mit dem Moskauer Büro der FREIEN WELT Juri Balakirjew, Fernostkorrespondent der „Iswestija" und als Augenzeuge dabei. „Die ‚Moskwa' sollte in diesem Winter zum ersten Mal die ganzjährige Befahrbarkeit der Schiffsroute hier ermöglichen. In dem Flachwassergebiet, wo die Polardelphine eingeschlossen waren, ist noch nie zuvor ein derartiges Schiff gewesen. Nach vier Tagen vorsichtigen Vorantastens hatte der Eisbre-





Die Ichthyologen der Beobachtungsstation von Prowidenija führen an den Weißwalen Größen- und Temperaturmessungen durch (links). Mitarbeiter der nahegelegenen Fischereigenossenschaft versuchen, die völlig entkräfteten Tiere zu füttern (oben).

cher die Barriere hinter und die Tiere vor sich... Als das Eis ringsumher aufgebrochen war, freuten sich die Weißwale kindisch, sprangen hoch in die Luft und kehrten merklich zu ihrer natürlichen Verhaltensweise zurück. Vor allem ließen sie die Menschen nicht mehr an sich herankommen, sondern tauchten jedesmal gleich weg."

Doch die Tiere waren zunächst nicht zu bewegen, dem Schiff auf dem Weg zurück ins offene Meer zu folgen. Bis die über Funk konsultierten Wissenschaftler den Vorschlag machten, es mit einem Konzert zu versuchen. Die Weißwale sind nämlich selbst hervorragende „Sänger" und reagieren, wie mir Dr. Klumow bestätigte, ausgesprochen aktiv auf melodische Tonfolgen. So erscholl von den Lautsprechern auf dem Oberdeck der „Moskwa" klassische Musik – und die Polardelphine zogen unter den Klängen des Triumphmarsches aus „Aida" hinter dem Eisbrecher her. Zwei Tage dauerte es noch, bis der ungewöhnliche Konvoi den schmalen, oft wieder zufrierenden Weg in die Freiheit passiert hatte. Eine Rettungsaktion für die Tiere, die sich die Sowjetunion nach Angaben von TASS übrigens über 100 000 Rubel kosten ließ...

Dr. Dietrich Pätzold (Text)
Juri Salnikow/TASS (Fotos)

Im nächsten Heft:

Teppiche am laufenden Band

In Moldawiens Hauptstadt Kischinjow entstand in enger Partnerschaft mit der DDR ein leistungsfähiges Kombinat der Konsumgüterproduktion.

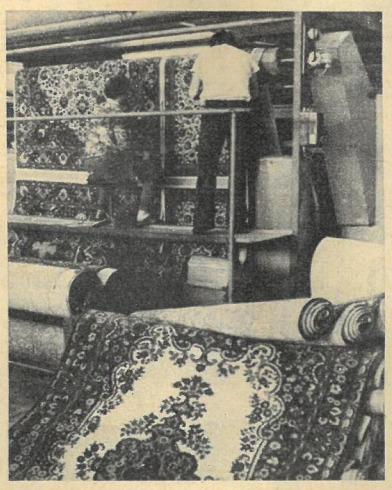


Foto: L. Willmann

Frauen im Krieg

Eine Sanitäterin, eine Scharfschützin, eine Illegale, eine Fallschirmspringerin, eine Geschützführerin und eine Partisanenkommissarin erzählten FW-Reportern in Minsk ihre Geschichten.

Auf Nansens Spuren

Drei Tschechoslowaken überwanden in einem über 40 Tage währenden Marsch den grönländischen Eisschild. Jaroslav Pavliček, der Expeditionsleiter, berichtet über dieses Unternehmen.

Hundstage für Eissputniks

Auch ohne dicken Wattepanzer sind die besten Eishockeyspieler der Welt echte „Mannsbilder". Hartes Training bleibt ihnen selbst im heißen Sommer nicht erspart.

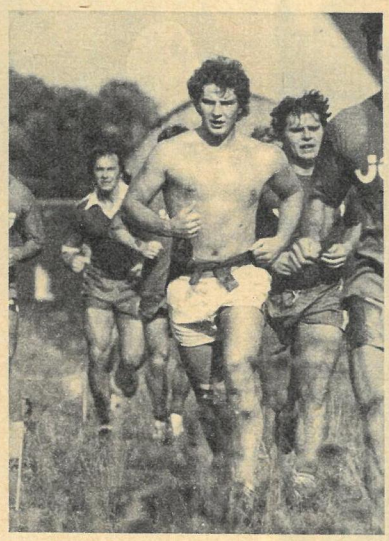


Foto: APN/Gunejew

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (7)

Volksleben en miniature

Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts veränderte sich, den stilistischen Tendenzen der Zeit folgend, auch das Antlitz des russischen Porzellans. Die Formen, in der vorhergehenden Periode schlank und klassisch-streng, wurden schwerfälliger und untersetzter, die Farben verdichteten sich und wurden gesättigter. In den Malereien traf man neben floralen und ornamentalen Mustern immer häufiger Genrebildchen. In der Porzellanplastik und den Dekors der privaten Porzellanfabriken Rußlands hatten sich Genreszenen lange vor ihrer Herausbildung und Anerkennung in der Staffeleimalerei und der Bildhauerkunst durchgesetzt. Groß war auch der erzieherische Einfluß der progressiven demokratischen Kultur, der Genrebilder Alexej Wenezianows, des kritischen Realismus des Malers Pawel Fedotow, der Schriftsteller Nikolai Gogol, Nikolai Nekrassow, Iwan Krylow. Dem Gebot der Zeit folgend, entsprachen die Keramiker den Stimmungen und Bedürfnissen jener breiten Schichten der Gesellschaft, die durch die Privatunternehmen bedient wurden. Sujetdarstellungen, kleine Szenen aus dem Volksleben, wurden auch auf dem Porzellan der Manufaktur Popow wiedergegeben (Foto). Kompositionen nach Werken zeitgenössischer Malerei und Grafik wurden mit mühevoller Sorgfalt auf Tassen, Teller und Tabletts gemalt und in reich dekorierte Rahmen gefaßt. In kostbare Porzellanminiaturen umgesetzt, leuchtend in reinen Farben, umgeben von bizarr-verspielten Mustern und Goldglanz, waren die Alltagsszenen weit entfernt von Alltäglichkeit. In der lyrischen Stimmung der überhöhten und naiv-treuherzigen Auffassung der Gestalten des Volkes äußerte sich klar jener Geist der Romantik, die in dieser Zeit in alle Gattungen der russischen Kunst Eingang fand.

Wasilissa Pachomova-Göres

In der Überschrift finden Sie das Markenzeichen dieses Porzellans.

FREIE WELT

UNSERE FRAGE:

Durch welche Meisterwerke einer kleinen literarischen Form wurde Iwan Krylow berühmt?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan7“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 10.4. 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 9/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150M, 100M und 50M. Viel Erfolg!

Foto: W.J.Potschajew